

Doaram, der Seher

*Hier erzähle ich die Geschichte von meinen Reisen
in die Vergangenheit und in die Zukunft –
in eine Zukunft, die, wie hoffe ich, niemals so sein wird.*

Teil I Meine Lehrer

1. Das geraubte Steinmesser
2. Meine Eltern
3. Der Pfeil, der nicht traf
4. Fragestunde bei Großvater
5. Ein neuer Lehrer
6. Die Lehren Milums
7. Mein Großonkel Dulgur
8. Milums Mond
9. Erde, Sonne, Mond
10. Mein vergangenes Leben am Fluss

Teil II Einweihung

11. Der todkranke Junge
12. Eine Reise in eine andere Welt
13. Mein neues Leben
14. Die Liebesschule
15. Tiere und Menschen
16. Mein neuer Schild
17. Meine geliebte Mira
18. Milums Wanderung in den Süden
19. Das Geschenk der Heilerinnen
20. Die Geschichtenerzählerin

Teil III Reisen in Vergangenheit und Zukunft

21. Ägypten
 22. Griechenland
 23. Eiszeit
 24. Mexiko
 25. Brasilien
 26. Meine Insel
 27. Indien
 28. Das Ende der Zeit
 29. Ein ganz normales Leben
 30. Doares, der junge Grieche
-

Teil I Meine Lehrer

1. Das geraubte Steinmesser

Bevor ich euch von meinen Reisen in die Vergangenheit und in die Zukunft berichte, bevor ich euch von meinen Reisen in die andere Wirklichkeit und in das Jenseits berichte, möchte ich euch ein klein wenig die Welt schildern, in der ich meine Kindheit verbrachte.

Der Knabe lief hinunter zum Bach. Er hatte sich das Knie aufgeschlagen, und er wollte es dort kühlen. Nachdem er das Blut abgewaschen hatte, hielt er sein Knie noch eine Weile in das klare, kühle Wasser. Der Schmerz ließ schnell nach, und er suchte ein paar Blätter des Herbkrauts, um sie daraufzulegen. Er hielt seine Hände über das Knie, so wie Großvater es zu tun pflegte, wenn er eine Verletzung heilte.

Als er später ins Dorf zurückkehrte, sahen alle, dass etwas nicht stimmte, denn der Knabe lief ganz gebeugt einher, da er die Blätter noch auf dem Knie festhielt. Großvater lugte aus seiner Hütte, kam hervor und betrachtete den Knaben.

„Gut gemacht!“ sagte er zu ihm, *„Doaram, du wirst einmal ein Heiler werden und ein tapferer Krieger dazu.“*

Doaram, das bin ich. Ich war damals 14 Jahre alt. Ich frage viel und rede gerne mit den Menschen. Am liebsten möchte ich *alles* wissen: Wie es den Menschen geht, was sie über die Welt denken und wie alles zustande gekommen ist, so wie es ist. Die Menschen nennen mich ‚den Wissbegierigen‘.

Ich habe keine Geschwister. Aber Gair, der zu jener Zeit sechzehn Jahre alt ist, der Sohn meines Onkels Milum, ist wie mein großer Bruder. Obwohl wir im Wesen so verschieden sind, sind wir doch ein Herz und eine Seele. Wenn Gair etwas fehlt, so weiß ich es, auch wenn wir gar nicht beisammen sind.

Einmal hatte er sich so im Gestrüpp verfangen, dass er nicht mehr herauskam. Obwohl ich dreimal soweit von ihm entfernt war, wie man rufen kann, wusste ich, dass er in Not war, und rannte mit meinem scharfen Steinmesser zu ihm, um ihn zu befreien. Es gelang mir allerdings nicht – ich war erst zehn Jahre alt – und erst als mein Onkel Milum hinzukam, konnten wir ihn erlösen.

Großvater heilte die blutenden Wunden, die die Dornen gerissen hatten. Schon damals zeigte sich ‚mein großer Bruder‘ tapfer und weinte nicht. Großvater war stolz auf uns. –

Ein anderes Mal, im Alter von zwölf Jahren, war ich im Außendorf sehr wütend auf meinen Vetter Dipps, weil er mir mein Messer weggenommen hatte. Obwohl Gair sich im Hauptdorf aufgehalten hatte, welches zweimal tausend Schritte vom Außendorf entfernt liegt, kam er herbeigerannt, um mich zu beruhigen.

Dipps' Verhalten war für mich schwer zu ertragen, denn er verstieß gegen eine unserer Grundregeln. Die Grundregeln verstand ich damals nicht alle, aber soweit ich sie verstand, waren sie mir sehr wichtig, wohl auch deshalb, weil ich sehr bemüht war, sie vollständig zu erlernen und zu befolgen.

Im Allgemeinen leben wir alle gemeinsam im Wald, auf den Wiesen, am Fluss. Wir leben gemeinsam mit den Pflanzen und Tieren und mit allem um uns herum. Aber es gibt einige Dinge, die nicht gemeinsam sind, sondern zu einer einzelnen Person gehören, so zum Beispiel die eigene Kleidung, die eigene Ess-Schale und das eigene Steinmesser. Es besteht eine besondere Gemeinschaft zwischen einem Ding, welches zu mir gehört, und mir. So besteht eine enge Gemeinschaft zwischen meinem Messer und mir. Diese Gemeinschaft wird von allen geachtet und ist unzertrennlich.

Dipps nun hatte mir mein Messer weggenommen, und ich war fassungslos. Das Messer hatte mein Onkel Milum mir geschenkt, als ich zehn Jahre alt war. (Kinder bekommen ein kleineres und einfacheres Messer als Jungmannen. Wenn ein Heranwachsender beim ersten Einweihungsfest in die Gemeinschaft der Jungmannen aufgenommen wird, bekommt er ein besonders für ihn hergestelltes, schöneres und größeres Messer.)

Aber auch das Messer eines Kindes gehört zu ihm. Wenn meine Mutter einmal mein Messer ausleihen wollte, da sie ihres nicht gleich zur Hand hatte, bat sie sehr höflich um meine Erlaubnis, so als wäre ich ein Erwachsener. Manchmal habe ich mich darüber recht gewundert, aber es wurde mir damals langsam klar, wie wichtig für unser Volk die Grundregeln sind und wie genau sie befolgt werden müssen.

Nun hatte Dipps mir mein Messer weggenommen, und ich konnte nichts dagegen tun, da er größer und stärker war als ich, und überdies war er weggelaufen. Gaïr kam herbeigerannt, nahm mich in den Arm und sagte, da er von fern her wusste, was geschehen war:

»Sei tapfer, zürne ihm nicht. Irgendetwas ist mit ihm geschehen, so dass er nicht wusste, was er tat. Du wirst dein Messer wiederbekommen, und Dipps wird lernen, dein Eigentum zu achten. Aus irgendeinem Grunde muss er verwirrt gewesen sein.« –

Dann gibt es noch etwas, das nicht zu allen gehört, aber auch nicht zu einem einzelnen Menschen. Das ist insbesondere die Hütte oder das Haus. Von einem Haus spricht man, wenn es aus stabilen Holzstämmen oder aus Steinen oder aus Lehm gebaut ist und ein etwas geneigtes Dach hat. Eine Hütte besteht aus einfachen Holzstangen, über die Felle und manchmal auch Blätter gespannt sind. Häuser sind fester als Hütten; die Hütten brechen manchmal bei Sturm zusammen. Das größte Haus im Dorf ist das Versammlungshaus; es wird für Zusammenkünfte der Ältesten benutzt und für Feierlichkeiten. Es wohnt niemand darin. Es gehört zu allen Menschen des Dorfes und wird sorgsam gepflegt und reingehalten.

Eine Hütte oder ein Haus gehört zu der Familie, die in ihm wohnt. Eine Familie besteht meist aus den Großeltern, den Eltern und den Kindern. Wenn jemand, der nicht zur Familie gehört und nicht dort wohnt, etwas möchte, dann bleibt er oder sie höflich am Eingang stehen und trägt seinen Wunsch vor. Niemals würde jemand darum bitten, eintreten zu dürfen. Nur wenn man dazu aufgefordert ist, einzutreten, und wenn alle Höflichkeitsregeln beachtet sind, tritt man ein, nachdem man die Schuhe ausgezogen hat. Aber auch nur, wenn die Kleidung nicht verschmutzt ist.

In unserem Dorf leben ungefähr einhundert Menschen in etwa zwanzig Häusern und Hütten. In einigen kleineren Hütten lebt je nur ein einzelner Mensch, und das kann verschiedene Gründe haben. Zum Beispiel kommt es vor, dass eine junge Frau, nachdem sie zum ersten Male geblutet hat, allein sein möchte, da sie jetzt kein Kind mehr ist, aber auch noch keine Frau. Sie fühlt sich in Unruhe und Unsicherheit und kennt ihre Rolle in der Familie nicht mehr. Wenn sie dann allein in einer Hütte lebt, kommen dreimal am Tage ältere Frauen zu ihr, um sie zu trösten, um mit ihr zu sprechen und um ihr zu essen und zu trinken zu bringen.

Oder ein junger Mann, der schon zum Erwachsenen eingeweiht ist, konnte die junge Frau, in die er sich verliebt hatte, nicht für sich gewinnen. Dann lebt er in seinem Kummer für eine Zeit allein in einer kleinen Hütte oder im Wald.

Für gewöhnlich aber leben etwa vier Menschen in einer Hütte und sechs bis acht Menschen in einem Haus. Wenn eine neue Familie entsteht, etwa weil eine Frau und ein Mann sich gefunden haben und heiraten, wenn aber das Haus der Eltern der jungen Frau zu klein ist, um noch mehr Menschen zu beherbergen, dann muss ein neues Haus gebaut werden. Das ganze Dorf hilft dabei mit. Die Männer machen die schwerere Arbeit, wie zum Beispiel Bäume fällen und herbeischleppen, Steine herbeitragen oder Lehmziegel formen und aufschichten. Die Frauen machen die körperlich leichtere Arbeit, wie zum Beispiel Blätter und Schilf schneiden, Schilf binden, Felle schneiden und zusammennähen, immer alles sauber halten, Essen zubereiten, und so weiter. Wenn das Haus fertig ist, wird ein großes Fest gefeiert, zu dem auch Leute aus den Nachbardörfern eingeladen werden.

Dieses Fest ist zugleich auch die Gelegenheit, dem jungen Paar reichliche Geschenke zu machen, um ihren neuen Hausstand auszustatten. Bei der vorangegangenen Hochzeit werden nur magische Geschenke gemacht, die von einer Medizinfrau begutachtet und geweiht wurden. Dazu kann ein Anhänger gehören oder eine Halskette oder eine Fruchtbarkeitsgestalt, auch vielleicht ein Kleidungsstück von besonderer Bedeutung.

Bevor ein Paar ein neues Haus beziehen kann, muss es geheiratet haben. Die Heirat wird in einer glanzvollen Feier vollzogen, bei der die wichtigsten Medizinfrauen des Dorfes eine Rolle spielen und ein oder zwei Zauberer. Auch werden Medizinfrauen und Zauberer aus Nachbardörfern hinzugezogen, wenn nach dorthin verwandtschaftliche Beziehungen bestehen. Nach

der Hochzeit verschwindet das frisch vermählte Paar für einige Zeit in den Wäldern, weswegen die meisten Hochzeiten im Sommer gefeiert werden.

2. Meine Eltern

Meinen Vater habe ich nie gekannt. Er war, bevor ich geboren wurde, nicht von einer Jagd zurückgekehrt. Seine Jägerfreunde haben ihn tagelang gesucht, aber keine Spur von ihm gefunden.

Wie erzählt wurde, war mein Vater ein schweigsamer Mann gewesen. Er war mit Leib und Seele ein Jäger gewesen und hielt sich auch sonst am liebsten in den Wäldern auf oder auf den Hügeln oder am Fluss. Er war ein Einzelgänger. Als ich geboren wurde, war meine Mutter in Trauer. Sie hat nie wieder einen Mann gehabt.

Als ich etwa vier Jahre alt war und in zusammenhängenden Sätzen sprechen konnte, erzählte ich von meinem Vater. Man dachte zunächst, dass ich bemerkt hatte, dass andere Kinder einen Vater haben und wir nicht, und dass ich mir einen Vater wünsche. Als ich jedoch auch von meiner Mutter sprach und dass wir sehr arme Leute seien, die allein unten am Fluss leben und kaum mit anderen Menschen sprechen, da wurde es meiner Mutter und den anderen klar, dass ich nicht von meinen jetzigen Eltern sprach, sondern von meinen Eltern in einem früheren Leben.

Ich berichtete, dass wir oft nicht viel zu essen haben; dass mein Vater häufig fischen geht, dass er wenig spricht und dass er blonde Haare hat. Auch erzählte ich mit Anzeichen der Furcht, dass ich Angst vor dem Fluss habe und dass der Fluss mich töten werde.

Es war in unserem Volke allgemein bekannt, dass ein Mensch einige Jahre nach seinem Tode als ein anderer Mensch wiedergeboren wird. Die neue Geburt ereignet sich nicht selten in derselben Familie oder in der nächsten Verwandtschaft. Bisweilen hat der Verstorbene seine neue Geburt als Sohn oder Tochter einer ganz bestimmten Frau oder in eine ganz bestimmte Familie hinein noch vor seinem Tode vorhergesagt. In anderen Fällen erscheint der Verstorbene der schwangeren Frau im Traum und kündigt seine Wiedergeburt aus ihrem Schosse an. Das Neugeborene wird manchmal an einer kleinen Narbe erkannt, welche es von Geburt an genau an der Stelle hat, an der der Verstorbene eine Verletzung trug. Wenn das Kind heranwächst, zeigt es oft Verhaltensweisen, die dem Verstorbenen eigen waren, wie zum Beispiel Vorliebe oder Abneigung zu Fischspeisen, Freude am Holzschnitzen, gute Kenntnis der Tiere und der Bäume im Walde, Furcht vor Pfeil und Bogen und so weiter. Wenn ein Kind sehr früh stirbt, wird es oft von derselben Mutter später neugeboren. Und die Mutter weiß es.

Meine Mutter nahm meine Erzählungen verständnisvoll auf, und wenn ich über die Erinnerungen in Traurigkeit verfiel, dann nahm sie mich in den Arm und tröstete mich. – Mit der Zeit verloren sich diese frühen Erinnerungen an ein voriges Leben, und heute weiß ich nur noch davon, weil meine Mutter mir später davon erzählte. – – –

Meine Mutter ist eine schöne Frau. Sie hat nur mich als einziges Kind. Wenn sie mich an sich drückt, spüre ich noch etwas von der Seligkeit jener Zeit, als sie mich an ihre Brust legte. Es war für sie die Zeit des höchsten Mutterglücks gewesen und für mich ein Gefühl der unendlichen Geborgenheit und einer Wonne, die ich so nie wieder gekannt habe. – Ich war zu einer Zeit, mit zehn oder zwölf Jahren, sehr verliebt in meine Mutter und hätte sie am liebsten geheiratet. Die Frau, die ich einmal heiraten würde, müsste so sein wie meine Mutter, dachte ich.

– – –

3. Der Pfeil, der nicht traf

Soweit ich zurückdenken kann, habe ich oft Dinge gesehen, die für andere nicht vorhanden waren. Als ich einmal krank war und mit Fieber auf der Matte lag, sah ich in unserer Hütte eine kleine, helle, wunderschöne Gestalt, die mir einen Trank gab, der aus nichts bestand oder aus Luft oder aus Geist, und nach zwei Tagen war ich wieder gesund. Ich schilderte meiner Mutter diese schöne Gestalt, und sie sagte, es sei ein Engel gewesen, und zwar ein Engel, der die Aufgabe hat, kleine Kinder zu heilen. Ich fragte:

„Mama, die Medizinfrau hat mir doch auch einen Trank gegeben, der sehr bitter schmeckte. Welcher Trank hat denn nun geholfen: der von der Medizinfrau oder der von dem Engel?“

Meine Mutter antwortete:

„Ich fürchte, du warst sehr krank. Dann haben die beiden zusammengearbeitet. Unsere gute Medizinfrau hat dir mit den Kräutern aus dem Walde geholfen und der Engel mit einem geistigen Getränk aus dem Himmel.“

Ich fragte: *„Mama, wo ist der Himmel?“*, und erhielt die Antwort:

„Wie du weißt, gibt es viele Wesen, die keinen festen Körper haben. Das sind die Wesen, die du manchmal in deinen Bildern siehst. Davon gibt es sehr viele, so zum Beispiel die Feen, die Elfen und Zwerge, die in der Natur leben. Dann gibt es aber auch noch die anderen, die nicht hier bei uns im Walde leben, sondern die Engel und die Seelen der Toten, die in einer anderen Welt leben; wir nennen diese andere Welt den Himmel.“

Ich fragte: *„Haben die Engel im Himmel einen Körper, den man anfassen kann?“*

„Du solltest jetzt besser schlafen, mein Kind.“

„Haben die Seelen der Toten im Himmel auch einen Körper, den man anfassen kann?“

Mama gab mir einen dicken Kuss: „*Gute Nacht, mein Kind, morgen bist du wieder gesund.*“

Ein andermal sah ich einen Mann den Weg durch das Dorf schreiten, den die anderen Kinder nicht sahen. Er ging in ein Haus, in das Haus, in dem mein Onkel Milum mit seiner Familie wohnt, und verschwand darin. Aber auch die Leute in dem Haus haben niemanden gesehen. In den folgenden Nächten haben sie aber sehr unruhig geschlafen, bis sich mein Onkel Milum entschloss, das vernachlässigte Grab seines Vaters Dulgur in Ordnung zu bringen und einen Zaun darum zu bauen, da häufig Hasen das Grab abernteten.

Manchmal konnte ich auch in die Zukunft blicken. So träumte ich eines Nachts, dass meine Mutter auf dem Wege hinfiel und sich den Fuß verstauchte. Ich war sehr erstaunt, als genau das am nächsten Tage geschah, und ich fragte mich, ob ich es nicht besser meiner Mutter vorher gesagt hätte.

Stürme und Regen vorherzusehen war für mich ganz normal, aber das konnte Großvater auch. Schwierig war es für mich, wenn ich etwas Unangenehmes oder gar ein Unglück vorhersah. So sah ich einmal im Traum, wie eine Rote Wildschweine bei uns ins Dorf einfiel und zwei Hütten verwüstete. So geschah es, und ich machte mir Vorwürfe, weil ich es niemandem gesagt hatte.

Einmal hatte ich Gair von einem Traum erzählt, in welchem ein Blitz in den höchsten Baum am Rande unseres Dorfes einschlug. Gair lächelte nur etwas ungläubig, und dann, als zwei Tage später der Baum vom Blitz zerfetzt wurde, sah er mich erstaunt, aber immer noch ungläubig an.

Manchmal wünschte ich mir, nicht in die Zukunft sehen zu können. Doch einmal konnte ich Gair, den Sohn Milums, warnen, er würde bei der Jagd von einem Pfeil getroffen werden. Tatsächlich entstand bei der nächsten Jagd eine ganz unglückliche Lage, in der Milums Sohn hätte von einem Pfeil getroffen werden können, wenn er nicht auf Grund meiner Warnung sehr vorsichtig gewesen wäre. Er hatte sich nämlich hinter einem Baum versteckt, um einem Wildschwein aufzulauern, als just das Wildschwein vor dem Baum herlief und ein Jäger einen Pfeil auf es abschoss.

Milums Sohn Gair und ich waren stets herzlich miteinander verbunden. Ich hatte das Unglück so deutlich vor mir gesehen und war so in Sorge gewesen, dass ich nicht nur ihn gewarnt hatte, sondern auch zu Großvater gegangen war, um mir Rat zu holen. Großvater hat meine Sorge verstanden und mich zu einem Zauberer geschickt, welcher einen geheimen Gegenzauber vorschlug. Der Zauberer war der Meinung, dass dort magische Kräfte im Spiel seien, um Milum und seinem Sohn zu schaden, und dass es besser sei, einen Gegenzauber anzuwenden. Leider durfte ich nicht dabei sein, wie er gegenzauberte.

In diesem Falle hatten alle mir geglaubt, zu meiner großen Erleichterung. Bei Großvater war es nicht so sehr verwunderlich, denn er kannte mich gut und war selbst ein wenig ein Magier. Aber auch Milums Sohn und auch der Zauberer glaubten mir, zum Glück.

Es gelang mir mit der Zeit, meine Blicke in die Zukunft weniger wichtig zu nehmen oder sie gar nicht zu beachten, so dass ich weniger Schwierigkeiten damit hatte, bis ..., ja, bis zu meiner großen Schauung ...

4. Fragestunde bei Großvater

Als ich vierzehn Jahre alt war, war meine Wissbegier so groß und allgemein bekannt geworden, dass Großvater schier verzweifelte und nach einem Ausweg suchte. Ich hatte ihn schon tausend Sachen gefragt, und er hatte immer geduldig geantwortet, so gut er konnte. Er wusste schon sehr viel, aber manchmal ging es ihm doch etwas zu weit.

So fragte ich Großvater einmal, wieso fast alle Wochen sieben Tage haben, manchmal eine Woche jedoch acht. Er antwortete:

„Sohn meiner Tochter! Du fragst mehr, als ein alter Mann beantworten kann. Wir müssen manchmal einen Wochentag einschieben, weil sonst der Himmel durcheinanderkommt. Den Beschluss fassen die Weisen Männer der miteinander befreundeten Dörfer. Manchmal treffen sie sich in einem der Dörfer im Versammlungshaus, manchmal genügt es aber auch, dass sie sich durch Boten verständigen. Für gewöhnlich wissen sie jedoch schon im Voraus, was sie beschließen werden, und meist folgen sie dem Rat des Weisen vom Dorf am Berg. Der weiß am besten Bescheid über die Sterne.“

Ich war nicht sehr zufrieden mit der Antwort, denn sie sagte zwar aus, wie der achte Tag festgelegt wird, sagte aber nicht, warum?

Der achte Tag wird Erdentag genannt und wird stets nach dem Venustag eingelegt.

Die Tage der Woche sind nach den Himmelskörpern benannt und heißen: Sonnentag, Mondentag, Marstag, Merkurtag, Jupitertag, Venustag, Samstag, und manchmal der achte Tag Erdentag. Der Erdentag ist immer etwas Besonderes: Da wird alles nur Mögliche getan zur Pflege der Mutter Erde, indem überall der Boden gereinigt und gerecht wird, die Bäume werden von falschem Geäst befreit und alles, was so herumliegt, wird beseitigt. Nachher sieht die ganze Umgebung des Dorfes wie neu aus und frisch, und die Häuser werden neu geschmückt, und am Abend gibt es auf dem Dorfplatz Musik und Tanz und für alle etwas Gutes zu essen.

Die Menschen in unserem Dorf sind fast immer gut gelaunt und fröhlich, aber am Erdentag ist die Stimmung noch etwas anders, da wir alle wissen, dass wir die Kinder der Mutter Erde sind und dass sie uns schützt und nährt. Es herrscht eine Stimmung der Dankbarkeit und der engen Verbundenheit. –

Eine andere Stimmung gibt es bei uns, wenn wir Angst haben vor einem Unwetter und vor Blitz und Donner. – Noch eine andere Stimmung gibt es, wenn jemand sehr krank ist und wir alle für ihn beten. –

Einmal fragte ich Großvater, warum es im Sommer ziemlich warm ist und im Winter ziemlich kalt. Großvater antwortete:

„Sohn meiner Tochter! Es hängt mit der heiligen Sonne zusammen. Denn die ist es, die uns die Wärme spendet. Im Sommer steht sie hoch am Himmel; dann kann sie uns besser sehen und erwärmen. Im Winter steht sie tiefer und geht früher unter; dann sieht sie uns weniger gut und wärmt uns weniger. Das ist der Lauf der Dinge; alles vergeht, und alles kommt wieder.“

„Aber Großvater, wo bleibt die Sonne denn in der Nacht? Sieht sie uns dann überhaupt nicht?“

„Doaram, mein lieber, guter Enkel! Sie verschwindet am Abend hinter dem Wald im Westen, und sie kommt am Morgen über dem Wald im Osten wieder hervor. In der Nacht schläft sie, so wie wir Menschen, und schließt ihre Augen. Dann sieht sie uns nicht und schickt uns auch kein Licht. Licht ist Wärme, und Wärme ist Leben; also wird man sagen müssen: Licht ist Leben.“

„Großvater, hast du nicht einmal gesagt, dass es eine Zeit gab, als es immer sehr kalt war, und überall war Eis und Schnee, und die Menschen hatten nichts zu essen und mussten sterben? War dort die Sonne ganz verschwunden?“

Ich hatte, und habe immer noch, ein gutes Gedächtnis für alles, was ich je gehört habe, und ich bewege es in meinen Gedanken. So denke ich immer über die Sonne nach, wenn ich sie am Himmel sehe, ob sie wohl morgen wiederkommen wird oder ob sie eines Tages ganz verschwinden würde? Die Kälte, die wir im Winter erleiden müssen, ist mir ein Graus, und noch viel kälter und immer kalt, das macht mir große Angst. Großvater antwortete:

„Doaram, mein Lieber! Dass es so kalt war, das ist sehr lange Zeit her. Mein Großvater hat es nicht erlebt, und dessen Großvater hat es auch nicht erlebt. Wir wissen davon nur aus den Erzählungen der Geschichtenerzähler, und du kannst deine Mutter fragen, denn sie ist eine Geschichtenerzählerin, wie du weißt. Außerdem wissen wir es aus dem gemeinsamen Gedächtnis unseres Volkes.“

Für jenen Tag war die Fragestunde bei Großvater beendet, denn er war alt und ermüdete leicht. Ich nahm mir vor, meine Mutter bei nächster Gelegenheit nach der kalten Zeit zu fragen, die so lange her ist, dass niemand sie selbst erlebt hatte, und ob die kalte Zeit wiederkommen würde.

Mutter hatte uns viele Geschichten erzählt, als wir noch kleiner waren, aber es waren solche Geschichten, die wir Märchen nannten, die von Feen und Elfen und Zwergen und von großen und kleinen Menschen handelten und von

Zauberern und von weisen Frauen. Aber über die Sonne hatte sie noch nicht viel erzählt, wo sie nachts bleibt und ob sie am nächsten Morgen auch sicher wiederkommt.

Zudem war es wohl so, dass meine Mutter auch von alten Zeiten erzählte und wie die Welt entstanden ist und die Pflanzen und die Tiere und die Menschen; aber das hatte sie nicht uns Kindern erzählt, sondern sie erzählt es den Erwachsenen und vor allem den Neueingeweihten in dem Jahr nach der ersten Einweihungsfeier. Ich hatte darüber eine Vermutung, weil ich hier und da etwas aufgeschnappt hatte, aber Genaueres wusste ich nicht.

Schon drei Tage später erwischte ich Großvater wieder bei guter Laune, und es kam, was kommen musste: Ich setzte mich unhöflich hin und starrte ihn an, und mein guter Großvater setzte sich neben mich.

(Es war ganz unmöglich, dass ein Kind sich hinsetzt, wenn ein älterer Mensch noch steht. Aber Großvater war sehr nachsichtig mit mir; manchmal zu sehr, so dass meine Mutter, seine Tochter, ihn deswegen tadelte. Doch Großvater strahlte die Gelassenheit des Alters aus. Hinzu kam, dass er offenbar eine große Wertschätzung für mich hatte, wie ich seinen Worten entnahm, wenn er mich ‚mein kleiner weiser Mann‘ nannte oder ‚ein kleiner Wissender‘. Das waren Koseworte, die niemand so richtig ernst nahm; mir blieben sie jedoch im Herzen und verbanden mich umso tiefer mit ihm.)

„Großvater, warum hat meine Mutter nur mich, und die anderen Mütter haben manchmal zwei oder drei Kinder? Und unsere Nachbarin hat sogar fünf Kinder!“

Großvater sah mich erstaunt an: *„Das haben wir nun davon, dass wir dir die Zahlen beigebracht haben: Jetzt zählst du schon, wie viele Kinder jede Frau hat!“*

„Großvater, sage es mir!“

„Das ist eine Angelegenheit, die nur die Frauen etwas angeht. Alles, was mit der Zeugung, mit der Schwangerschaft und mit der Geburt zusammenhängt, ist Frauensache, und wir Männer wissen nichts darüber.“

„Halten sie es geheim?“

„Ja! Sie erzählen uns nichts, sie beraten sich nur unter sich, und bei einer Geburt sind nur Frauen anwesend. Wir Männer würden es aber auch nicht verstehen, wenn sie uns etwas darüber mitteilen würden.“ Großvater wirkte etwas enttäuscht.

„Aber bei der Zeugung ist doch auch der Mann dabei! Was ist das überhaupt, die Zeugung?“

„Mein lieber, guter Enkel!“ Es entstand eine Pause.

„Doaram, du kommst jetzt in das Alter, wo du etwas über diese Dinge erfahren solltest. Aber ich glaube auch, dass du schon mehr darüber weißt, als du vorgibst zu wissen.“ Pause. *„Eine Zeugung findet statt, wenn ein*

Mann und eine Frau beisammen sind und sich eng umarmen. Was dann geschieht, hast du schon oft beobachtet, wenn Hunde oder Schweine oder Hühner sich paaren; das ist von der Natur so vorgegeben. Tiere haben keine Scham und paaren sich in der Öffentlichkeit, wenn jeder es sehen kann. Menschen tun es nur, wenn sie allein sind und in der Nacht. Vorzugsweise schlafen Menschenpaare in der Nacht des Vollmonds miteinander, denn nur dann kann eine Frau schwanger werden und ein Kind bekommen. Wenn die beiden beisammen sind, und der Vollmond ist mehr als zwei Tage entfernt, vorher oder nachher, dann wird die Frau nicht schwanger.“

„Großvater, du weißt doch sehr viel darüber, obwohl du ein Mann bist!“

„Das ist aber auch alles. Das ist das wenige, was wir Männer darüber wissen müssen und wissen dürfen.“

Nach einer Weile fuhr Großvater fort:

„Überhaupt, wir leben mit dem Mond. Er bestimmt, wann wir einen Baum fällen, um Holz zum Bau eines Hauses zu bekommen, er bestimmt, wann wir im Garten säen und ernten und wann wir auf die Jagd gehen; er herrscht über Empfängnis, Geburt und Tod; er begleitet Gesundheit und Krankheit. Daher ist es so eingerichtet, dass Vollmond, Halbmond und Neumond immer auf einen Mondentag fallen, und deshalb haben wir manchmal Wochen zu acht Tagen.“

Ich schwieg, weil ich wusste, Großvater hatte sich für heute verausgabt. Nach langer Zeit der Stille verabschiedeten wir uns, wie Männer es tun, und wünschten uns eine gute Nacht.

5. Ein neuer Lehrer

Großvater, Milum und der Heiler aus dem Dorf am Fluss treffen sich bei uns im Versammlungshaus. Ich habe mich schon oft gewundert, dass wir in unserem Dorf keinen Weisen Mann haben, der so bezeichnet wird. Wenn die Weisen Männer der Dörfer sich treffen, sind von unserem Dorf meist Großvater und Milum dabei. Milum ist der Mann der Schwester meiner Mutter, also so etwas wie mein Onkel. Von seinem Sohn Gair habe ich ja schon gesprochen.

Bei der nächsten Gelegenheit werde ich Großvater fragen, warum wir bei uns im Dorf keinen Weisen Mann haben. Im Augenblick findet aber die Versammlung im Haupthaus statt, ohne dass man außerhalb recht weiß, was es zu bereden gibt. Manchmal werden während oder nach einer Versammlung der Weisen Männer ein Bote und eine Botin in das Frauenhaus geschickt, um eine Botschaft dorthin zu überbringen und um auf dem Rückweg wieder eine Botschaft ins Versammlungshaus zu tragen.

Das Frauenhaus ist kleiner als das Versammlungshaus und wird nicht für Feiern oder Festlichkeiten benutzt. Es ist besonders schön geschmückt, und *niemals* darf ein Mann es betreten. (Eine entsprechende Regel gibt es für das Versammlungshaus nicht, weil es auch für Feiern und Feste genutzt wird.)

Irgendwoher hatten die Weisen Frauen gewusst oder geahnt, dass sie eine Botschaft empfangen würden und dass eine Antwort erwartet würde. Erst sehr viel später erfuhr ich, was sich dann ereignet. Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder brauchen die Männer einen Rat, oder aber sie brauchen bei sehr wichtigen Entscheidungen die *Zustimmung* der Weisen Frauen.

Während die Männer um ihre Beratungen ein rechtes Gewese machen und jedermann schon im Vorhinein weiß, dass sie bald tagen werden, verhalten sich die Frauen sehr still. Aber die Wahrheit ist, dass bei wichtigen Entscheidungen die Frauen das letzte Wort haben. Das ist, wie ich später erfuhr, eine unbestrittene Regel, von der es keine Ausnahmen gibt. Aus Sachen der Jagd oder der Zauberei halten sich die Frauen allerdings heraus; umgekehrt befassen sich die Männer nicht mit der Kräuterheilkunde, außer mit dem Notwendigsten, was man für den Notfall in der Wildnis braucht.

Es gibt auch Männer, die Heiler sind, aber sie heilen nicht mit Kräutern wie die Frauen, sondern mit feierlichen Handlungen, die schon recht an Zauberei erinnern. Ob man also von einem Mann sagt, er sei ein Heiler oder er sei ein Zauberer, das läuft so ziemlich auf dasselbe hinaus.

Wenn die Versammlung der Männer dem Boten und der Botin eine Nachricht mitgeben will, dann darf nur der männliche Bote das Versammlungshaus betreten, während die Botin draußen wartet. Umgekehrt darf nur die Botin das Frauenhaus betreten, wenn die Nachricht nach dorthin überbracht wird. Auf dem Rückwege ist es dann ebenso.

Wie das unter diesen Umständen genau möglich ist mit der Übermittlung der Nachrichten, weiß ich bis heute nicht, da ich noch niemals Mitglied der Versammlung der Weisen Männer und auch kein Bote gewesen bin.

Die Boten und Botinnen sind besonders geschulte Menschen, die für diese Aufgabe ausgewählt und eingewiesen sind. Sie müssen absolut verschwiegen sein, ein hervorragendes und unfehlbares Gedächtnis haben, und sie müssen weite Strecken, ohne zu ermüden, laufen und sich auch unter schwierigsten Umständen durch die Wildnis kämpfen können (obwohl die Pfade, die die wichtigsten Verbindungen zwischen den Dörfern darstellen, regelmäßig gepflegt und freigehalten werden).

Daher unterziehen sich die Boten und Botinnen regelmäßig Übungen im Gelände und auch Unterweisungen durch ältere Boten und Botinnen, die sich die Hochachtung der Bewohner der Dörfer schon früher erworben haben. Wenn sie keine Botendienste verrichten, gehen die Boten und Botinnen anderen Beschäftigungen nach, die sie auf ihr Leben nach dieser Aufgabe vorbereiten, denn mit etwa 30 Jahren müssen sie diese Tätigkeit aufgeben.

Als nun die Versammlung der Männer beendet ist (Bote und Botin hatten zwischen den Männern und Frauen vermittelt), werde ich ins Versammlungshaus gerufen, wo mich Großvater, mein Onkel Milum und der Heiler aus dem Dorf am Fluss erwarten. Mir schlägt das Herz bis zum Halse, denn so etwas

gab es noch nie, da ich noch nicht einmal die Weihe zum Jungmann, geschweige denn zum Erwachsenen erhalten habe. Was geht vor?

Nachdem ich respektvoll eingetreten bin, begrüßen mich die drei sehr freundlich, deuten mir an, mich vor sie hinzustellen, und der Heiler spricht zu mir:

„Doaram, Sohn der Geschichtenerzählerin, wir kennen dich alle als den Wissbegierigen. Das ist eine sehr gute Eigenschaft, denn wenn du vieles und Gutes weißt, kannst du der Gemeinschaft dienlich sein. Da du noch nicht eingeweiht bist, kennen wir deine Lebensaufgabe noch nicht. Aber dein Verhalten deutet schon auf einiges hin.“

Es entsteht eine Pause. Mir ist schwindlig. Ich sehe die Männer wie durch einen Schleier. Sie sind riesengroß, obwohl sie auf den Matten sitzen, und ich bin winzig klein. Aber ich reiße mich zusammen, damit ich nicht umfalle. Der Heiler fährt fort:

„Wir wollen dir helfen, vieles von dem, was du wissen willst und was du wissen sollst, zu erfahren. Dein Großvater hier rechts neben mir hat dir schon so manche Frage beantwortet.“

Zu Großvater gewandt:

„Mein lieber Stammesbruder, mit der größten Hochachtung danke ich dir für alles, was du für unser Volk getan hast, und in Sonderheit danke ich dir für die vielen Belehrungen, die du unserem Stammessohn Doaram, deinem Enkel, hast zuteil werden lassen.“

Dann wieder zu mir gewandt:

„Mein Sohn Doaram, du sollst weitere Belehrungen erhalten, und zwar haben wir deinen Onkel Milum gebeten, dir regelmäßig Unterrichtsstunden zu geben und all sein Wissen mit dir zu teilen.“

Zu Milum gewandt:

„Mein lieber Stammesbruder Milum, wir danken dir sehr herzlich für die Bereitschaft, Doaram zu unterrichten. Soweit du es wünschst, werden wir dich dafür von anderen Gemeinschaftsaufgaben freistellen.“

Ich werde etwas gelöster, als ich sehe, dass der Weltuntergang nicht stattfindet. Doch die Stimmung ist sehr feierlich, obwohl außer mir nur diese drei Männer anwesend sind. Wie feierlich würde es erst bei meiner Einweihungsfeier zugehen?

Wieder zu mir gewandt, spricht der Heiler:

„Doaram, du wirst vieles von deinem Onkel Milum erfahren, was dir und uns allen nützlich sein wird. Ich bitte dich, diese wunderbare Gelegenheit in Dankbarkeit wahrzunehmen.“

Denke aber stets daran, dass das Wissen des Verstandes nur einen Teil des Wissens eines erfahrenen Menschen darstellt. Der andere Teil ist das Wissen des Herzens.“

Ich bringe kein Wort heraus. Ich verbeuge mich tief vor jedem der drei, laufe hinaus und renne zu meiner Mutter, die mich in ihre Arme schließt. –

6. Die Lehren Milums

Mein Onkel Milum ist ein Mensch, zu dem man nicht so leicht Zugang bekommt. Er ist im Dorf geachtet, doch hat kaum jemand ein wirklich herzliches Verhältnis zu ihm. Er ist stets höflich, aber zurückhaltend, und man weiß nie so recht, was er denkt.

Milum war auf der Wanderschaft nach seiner ersten Einweihung sehr lange fortgewesen und kam erst nach sechs Jahren so völlig verändert zurück, dass ihn niemand wiedererkannte. Was er dort draußen erlebt hatte, weiß bis zu diesem Zeitpunkt, als er mir als Lehrer zugewiesen wird, niemand. (Später, als ich lange Zeit sein Schüler gewesen bin und sein Vertrauen gewonnen hatte, und als ich meine große Schauung gehabt hatte, wird er mir einiges von seinen Erlebnissen erzählen, die ihn so stark verändert haben.)

Milum hat aber sicher ein großes Wissen, denn wenn er irgendetwas gefragt wird, kann er fast immer eine vollständige Antwort geben. Jedoch drängt er niemandem sein Wissen oder seine Ratschläge auf. Man muss ihn schon fragen, damit er aus sich herausgeht.

Auch bei den Arbeiten im Dorfe und im Walde und bei der Jagd ist er immer zur Stelle und fleißig dabei, doch ohne viele Worte zu machen. Er ist ein geschätztes Mitglied der Gemeinschaft, gehört aber irgendwie nicht so richtig dazu. Jedoch hat er offenbar die Wertschätzung der Weisen Männer.

Mein eigenes Gefühl zu ihm zu der Zeit, als ich ihm als Schüler zugewiesen werde, besteht aus Neugier, Wissensdurst und Bewunderung. Seine Zurückhaltung gestattet mir eine bescheidene, achtungsvolle Verhaltensweise, die einem Schüler, der so viel jünger ist, ansteht.

Die Unterrichtsstunden bei Milum gestalten sich von vornherein, vor allem stimmungsmäßig, etwas anders, als bei meinem Großvater. Mein Großvater war mir liebevoll zugetan, und es kam durchaus vor, dass ich ihm vor lauter Begeisterung und Zuneigung um den Hals fiel und ihm einen Kuss auf die Wange gab. Nicht so bei Milum. Er begreift unseren Unterricht als Aufgabe für die Gemeinschaft, die er sehr ernst nimmt. Und so verhalte ich mich auch, als ich dieses verstanden habe. –

Unsere erste Stunde beginnt damit, dass Milum mich fragt:

„Wie verliefen deine Gespräche mit deinem Großvater?“

Ich erzähle ihm, wie es war.

„Nun gut“, sagt er, „dann frage etwas.“

Ich bin begeistert. Wundervoll! *Er* bestimmt die Art und Weise, wie der Unterricht geführt werden soll, und *ich* darf fragen!

Sofort fallen mir die Fragen wieder ein, die ich schon meinem Großvater gestellt hatte. Doch zunächst will ich etwas anderes wissen:

„Onkel Milum, wenn ich mich mit Gair verabreden will, dann weiß ich oft nicht, was ich sagen soll, um den Zeitpunkt der Verabredung genau festzulegen. Deshalb kommen wir oft nicht zum gleichen Zeitpunkt an der Stelle an, wo wir uns verabreden haben.“

(Um genau zu sein: Manchmal klappt es aber doch. Manchmal *weiß* ich einfach, wann Gair an dem Ort losläuft, wo er gerade ist, und wir kommen genau zur gleichen Zeit an der verabredeten Stelle an. Das klappt aber nicht immer. Ich weiß nicht, woran das liegt.)

Milum nimmt zu meiner Frage Stellung:

„Wir bestimmen einen Zeitpunkt gewöhnlich nach dem Stand der Sonne. Das erfordert einige Erfahrung, die du jetzt bald bekommen wirst. Sonnenaufgang und Sonnenuntergang sind ja leicht zu erkennen. Gut ist es zu wissen, wo Süden ist. Der Süden liegt genau zwischen den Punkten, wo die Sonne aufgeht und wo sie untergeht. Diese beiden Punkte verschieben sich zwar im Jahreslauf, aber Süden bleibt immer an derselben Stelle. Wenn du also an einem festen Ort lebst, dann kannst du dir einfach merken, wo Süden ist.“

Milum legt eine Pause ein, schaut mich an, als ob er fragen wollte, ob ich ihn verstanden habe, und fährt dann fort:

„Wenn du dich also zu Mittag verabreden willst, dann verabrede dich zu dem Zeitpunkt, zu dem die Sonne im Süden steht. Das ist zugleich der Zeitpunkt, zu welchem die Sonne am höchsten steht und die Bäume die kürzesten Schatten werfen.“

Ein anderer Zeitpunkt, der gut zu ermitteln ist, ist die Mitte des Vormittags oder die Mitte des Nachmittags. Zu diesem Zeitpunkt steht die Sonne in der Mitte zwischen dem Punkt, wo sie aufgeht, und dem Süden oder in der Mitte zwischen dem Süden und dem Punkt, wo sie untergeht. Das setzt natürlich voraus, dass man sich gemerkt hat, wo die Sonne aufgeht und wo sie untergeht; diese Punkte verschieben sich, wie gesagt, im Laufe des Jahres, aber nur langsam.“

Obwohl Milum langsam und deutlich spricht – ja, ich empfinde seine Stimme und die ganze Stimmung als sehr angenehm – so ist das doch schon ein bisschen viel auf einmal. Milum bemerkt meine Erschöpfung und fragt nach einer Weile:

„War das schon genug für heute?“

Ich kämpfe mit mir, hole ein paarmal tief Luft und sage:

„Bitte weiter!“

„Eine andere Möglichkeit ist es, sich zu dem Zeitpunkt zu verabreden, wenn dein Schatten genauso lang ist wie du selbst. Dann ist der Schatten eines Stabes, den du senkrecht in den Boden steckst, genau so lang wie der Stab selbst. Wenn du es ganz genau wissen willst, dann ist es mit dem Stab einfacher. Aber ich glaube, das war jetzt wirklich genug für heute. Nächstens können wir darüber sprechen, was man machen kann, wenn die Sonne nicht scheint oder wenn es Nacht ist.“ –

Je länger ich bei Milum Unterricht nehme, desto mehr bewundere ich sein Wissen. Er scheint *fast alles* zu wissen, und wenn er etwas nicht weiß, dann gibt er dies rundheraus zu.

Auch scheint Milum Gedanken lesen zu können. Einmal sprachen wir gerade über die Gefährlichkeit der schwarzen Eber im Walde und wie man sich vor ihnen schützt, als mir plötzlich einfiel, dass Mutter mich für den Nachmittag gebeten hatte, Holz zu holen und Feuer zu machen, denn sie wollte ihre Familie an dem Abend mit Schweinebraten verwöhnen, wovon ich die braune Kruste am liebsten mochte. (Ich hatte schon gelernt, Feuer zu machen, worauf ich sehr stolz war.) Ohne dass ich irgendetwas gesagt hatte, unterbrach Milum seine Rede und sprach:

„Ach, wenn du Holz holen musst, dann machen wir jetzt besser Schluss.“

Ein andermal sprachen wir über die Ausrüstung für eine längere Wanderung, und mir kam die besorgte Frage in den Kopf, was man denn wohl braucht, um einen Fluss zu überqueren. Ohne dass ich ein Wort gesagt hatte, fuhr Milum in seiner Rede fort:

„... übrigens, für den Fall, dass man einen Fluss überqueren muss, ...“

Solche Gedankenleserei kommt sehr häufig vor, so dass ich heute überzeugt bin, dass er dies wirklich kann. Erst sehr viel später, nach meinem Aufenthalt in der Einsamkeit, als Milum und ich sehr vertraut sind, können wir darüber offen sprechen, und er gesteht mir, dass diese Gabe des Gedankenlesens eine große Bürde sei, die er keinem wünsche und die er gerne lieber *nicht* hätte. Diese Gabe ist wohl auch einer der Gründe für seine Schweigsamkeit. –

Bei einer anderen Gelegenheit frage ich Milum:

„Wo wir nun wissen und gelernt haben, dass die Tiere unsere Brüder und Schwestern sind, die sogar in mancher Hinsicht edlere Geschöpfe sind als wir Menschen, wie kann es dann sein, dass wir sie jagen, töten und essen?“

Milum spricht sehr ernst:

„Die Tiere sind wahrlich unsere Brüder und Schwestern. Wir leben mit ihnen und mit ihrer Hilfe. Sie brauchen wiederum unseren Schutz und unsere Hilfe. Sie verdienen all unsere Liebe und Fürsorge, so wie sie auch uns lieben und umsorgen.“

Ich warte noch auf eine Antwort. Milum fährt fort:

„Die Tiere dienen auch zu unserer Ernährung. Wenn wir auf die Jagd gehen, dann fragen wir vorher die Geister der Tiere, ob wir die Tiere jagen dürfen. Erst wenn wir die Zustimmung der Geister der Tiere haben und auch die Zustimmung der Geister des Waldes, dann jagen wir, sonst nicht. Selbst wenn wir nachher Hunger hätten, so ertragen wir lieber diesen Hunger, als dass wir Tiere ohne Erlaubnis jagen würden.

Nicht selten kommt es vor, dass ein Tier, dessen Einverständnis wir haben, es zu jagen, sich uns anbietet: Es zeigt sich uns Jägern ohne Scheu, läuft nicht fort und lässt sich erlegen. Es ist ganz wichtig, dass ein guter Jäger dem Tier so wenig Schmerzen zufügt wie möglich; die Jagd und das Erlegen eines Wilds sind ehrfurchtsvolle Handlungen, die mit großer Achtung vor dem Tier und mit Dankbarkeit vollzogen werden.

Es ist gut, zu hungern. Wie du weißt, haben wir manchmal sehr viel zu essen und manchmal gar nichts. So ist das Leben in der Wildnis; etwas anderes gibt es nicht. Das ist dieses wundervolle Leben in dem großen Garten der Mutter Erde. Wir sind die Kinder der Mutter Erde, die uns nährt und mit allem versorgt, was wir zum Leben brauchen.“

Ich sitze schweigsam und staunend da, verabschiede mich dann stumm mit den Gesten der Dankbarkeit und gehe still nach Hause.

— — —

Bei einer anderen Gelegenheit kommt Milum auf meine Frage zurück. Er bittet um meine Verschwiegenheit und sagt:

„Der Weise Mann im Dorfe am Berg isst gar kein Fleisch, auch keinen Fisch. Er ernährt sich nur von Pflanzen, wie zum Beispiel von Blättern, Beeren, Früchten, Nüssen, Samen, Wurzeln, Knollen, Stengeln, Körnern, Blumen und von Erde. Er ist sehr weise und hoch geachtet. Wenn er bei einer Versammlung der Weisen Männer der Dörfer aus unserer Nachbarschaft anwesend ist, dann hat er die höchste Wertschätzung von allen.“

Ich frage:

„Warum haben wir in unserem Dorfe keinen Alten Weisen Mann?“

Milum schaut mich lange an und spricht:

„Wir hatten einen, den alten Dulgur. Er starb, ein Jahr bevor du geboren wurdest. Er war sehr geachtet. Er starb in den Armen seiner Frau, meiner Mutter. Ich, Milum, bin Dulgurs Sohn. Er erschien meiner Mutter noch ein paarmal in strahlendem Licht, bevor er für immer verschwand. Meine Mutter war sehr glücklich, ihn so gesehen zu haben, und sie sprach auf ihrem Sterbebett, dass sie nun zu Dulgur gehe. Danach hat es in unserem Dorfe keinen Alten Weisen Mann mehr gegeben. Aber wir sind es zufrieden, weil die Alten Weisen Männer aus den anderen Dörfern oft zu uns kommen und uns gut beraten.“

Ich hatte schon früh Milum versprechen müssen, von den Dingen, die ich im Unterricht erführe und die sich auf einzelne Menschen beziehen, nichts

weiterzuerzählen. Versprechen gelten in unserem Volke als unbedingt zu halten, und so ist dies für mich eine edle Verpflichtung, aber keine Schwierigkeit. Heute habe ich stark das Gefühl, dass etwas angesprochen wird, was sich in ganz besonderem Maße nicht für Gespräche mit anderen Menschen eignet. Manchmal weiß ich aber auch nicht so genau, ob etwas im Dorfe ein Geheimnis ist oder nicht.

7. Mein Großonkel Dulgur

Nach und nach wurde mir klar, dass man mich im Dorfe für die Wiedergeburt Dulgurs, meines Großonkels, hielt. Dies erklärt vielleicht auch ein wenig die große Aufmerksamkeit, die man mir schon als Kind entgegenbrachte, und die Freiheiten, die man mir gewährte. Ich hatte jedoch niemals Erinnerungen an ein Leben als Dulgur und hielt dies und halte es auch heute noch für einen Irrtum, obwohl es eine große Ehre ist, als Wiedergeburt eines so bedeutenden Mannes angesehen zu werden.

Ich will es genauer wissen und spreche mit Dulgur im Traum. Er lächelt mich verschmitzt an und sagt:

„Mein lieber Großneffe Doaram. Ich fühle mich dir sehr verbunden. Ich bin bereits wiedergeboren; ich bin ein Jahr jünger als du, und wir werden uns begegnen. Du wirst mich nicht sofort als Dulgur erkennen, aber du wirst sogleich wissen, dass wir von Herzen einander zugehören. Erst später wirst du bemerken, dass ich der wiedergeborene Dulgur bin.“

Ich sehe mir im Traum den Dulgur ganz genau an, um ihn vielleicht doch sofort wiederzuerkennen. Da ich mich seit langem mit einer schwierigen Frage herumquäle, und da ich weiß, dass Dulgur ein Großer Weiser gewesen war, frage ich ihn im Traum:

„Großonkel Dulgur, werden alle Menschen wiedergeboren?“

Dulgur antwortet:

„Die allermeisten, aber nicht alle. Wenn ein Mensch schon viele Leben gelebt hat und in seiner Liebe zu den Menschen, zu den Tieren und zu den Pflanzen große Fortschritte gemacht hat, und wenn er selbst alle seine Ängste durchlebt und überwunden hat, dann kann er nach seinem leiblichen Tod im Jenseits verbleiben und dort den Seelen Verstorbener bei der Aufarbeitung ihrer vergangenen Leben helfen.“

Ich verstehe nicht. *Die Seelen Verstorbener im Jenseits? Aufarbeitung des vergangenen Lebens?* Wovon spricht er? Ich weiß in jenem Augenblick noch nicht, wie bald ich sehr viel mehr über diese Dinge erfahren sollte.

Meine Wissbegierde ist bekanntlich stärker als mein Unverständnis, und so ergreife ich die günstige Gelegenheit und stelle noch eine weitere Frage, die mich schon lange beschäftigt:

„Großonkel Dulgur, können Menschen auch als Tiere wiedergeboren werden, oder umgekehrt, können Tiere auch als Menschen wiedergeboren werden?“

Dulgur antwortet:

„Ein lebendes Wesen auf der Erde ist nicht entweder ein Mensch oder ein Tier oder eine Pflanze, sondern er ist alles drei zugleich. Du zum Beispiel glaubst für gewöhnlich, du seiest ein Mensch und nicht ein Tier und nicht eine Pflanze. Das ist aber nur eine mögliche Sichtweise. In einer anderen Sichtweise bist du ein Tier, und in einer noch anderen Sichtweise bist du eine Pflanze. Daher ist es nicht eine Frage eines Entweder-Oder, sondern es ist stets ein Sowohl-als-Auch. Du wirst bald mehr darüber wissen.“

Ich bin restlos überfordert und beschließe aufzuwachen. Es gelingt mir nicht einmal mehr, Dulgur noch rasch meinen Dank auszusprechen. –

8. Milums Mond

Milum wohnt am Rande des Dorfes, dort, wo es am hellsten ist, weil dort eine Wiese beginnt. Und diese Wiese liegt nach Süden hin, vom Dorf aus gesehen. Milum hat nicht nur mit seiner Familie zusammen ein eigenes Haus, sondern noch eine Hütte daneben, von der niemand so recht weiß, wozu sie dient.

Manchmal geht Milum hinein und kommt nach einer kürzeren oder längeren Weile wieder heraus, aber was er dort treibt, das weiß man nicht so recht.

Eines Tages fragt Milum mich im Unterricht, was ich wohl meine, was der Mond sei: Ein Springstein, ein Fladen oder eine Sonne?

Ich bin es gewohnt, auf Milums Fragen zu antworten, und wenn ich die Antwort nicht gleich weiß, dann denke ich laut nach. So sage ich:

„Eine Sonne kann es nicht sein, denn die Sonne wärmt uns, und der Mond ist kalt. Außerdem hat die Sonne immer die gleiche Form, während der Mond manchmal rund ist wie ein Topf, manchmal ist er nur ein halber Topf und manchmal ist er ganz schmal und geformt wie ein Blatt der Mistel, allerdings nicht grün, sondern gelb. Die Sonne macht so etwas nicht. Also, eine Sonne ist er nicht. Es gibt auch nur eine Sonne, da brauchen wir keine zweite.“

Ein Springstein ist er auch nicht. Ein Springstein hüpfte auf dem Wasser auf und nieder. Aber der Mond hüpfte nicht. Auch sehe ich kein Wasser.

Schließlich ein Fladen. Was ist das, ein Fladen? Ich weiß nicht, was das ist. Also vielleicht ein Fladen?“

Milum grinst mich an:

„Gut gesprochen, Doaram. Lass uns in meine Hütte gehen. Ich will dir etwas zeigen.“

In der Hütte ist es dunkel, aber Milum öffnet eine kleine Luke, durch die sofort die Sonne hereinscheint. Das Sonnenlicht fällt auf eine weiße Kugel von der Größe eines Menschenkopfes und beleuchtet ganz genau diese Kugel und sonst nichts. Die Kugel hat eine ganz runde, gleichmäßige Oberfläche. So etwas genau Rundes und Ebenmäßiges gibt es gewöhnlich nicht, und ich frage mich, wer wohl die Kugel gemacht habe und wozu. Es ist wieder eine der vielen Seltsamkeiten des Onkel Milum.

Milum weist mich an, mich ganz an die Wand der Hütte zu stellen und die Kugel mit nur einem Auge zu betrachten. Zunächst sehe ich nichts Besonderes, doch dann sehe ich auf einmal die Form des Mondes wie ein Blatt der Mistel, wenn er kurz nach der Sonne untergeht. Dann wieder sehe ich von einer anderen Stelle der Hütte aus den Mond wie einen halben Kreis, und wenn ich ganz in die Nähe der Luke gehe, durch die das Sonnenlicht hereinfällt, dann sehe ich die ganze Kugel hell erleuchtet, und wenn ich ein Auge zukneife, sieht es aus wie der Vollmond.

Onkel Milum lässt mich noch eine Weile die Kugel aus verschiedenen Richtungen betrachten; aber immer ergeben sich Formen, die die des Mondes sind. Schließlich wandert das Licht der Sonne in der Hütte ein wenig weiter von der Kugel fort zur Wand hin, und die Stunde ist beendet.

In der nächsten Unterrichtsstunde sagt Onkel Milum zunächst gar nichts, aber ich weiß, er will mich etwas fragen. So antworte ich auf seine unausgesprochene Frage und platze heraus:

„Der Mond ist eine Kugel!“

Milum sieht mich ungläubig an und sagt:

„Der Mond steht am Himmel, und die Kugel ist in meiner Hütte. Wie kann der Mond also eine Kugel sein?“

Er will mich hereinlegen, oder er versteht mich nicht. Aber ich kenne Onkel Milum gut genug, um zu wissen, dass er mich auf die Probe stellt. So sage ich:

„Es gibt zwei Kugeln, die in deiner Hütte und die andere am Himmel!“

„So, wirklich? Wieso siehst du denn die Kugel in der Hütte in den verschiedenen Formen des Mondes?“

„Weil ich ihn aus verschiedenen Blickwinkeln betrachte.“

„Ist dazu noch etwas anderes nötig?“

„Ja, natürlich. Es ist dazu nötig, dass die Kugel nicht von allen Seiten beleuchtet wird, sondern nur von einer Seite.“

„Und woher kommt das Licht?“

„Von der Sonne durch die Luke.“

„Und woher kommt das Licht, welches den Mond am Himmel beleuchtet?“

Ich weiß keine Antwort. Milum sagt:

„Du hast sehr gut beobachtet und sehr gut geantwortet. Geh jetzt schlafen. Morgen forschen wir weiter.“

Am nächsten Nachmittag sind wir wieder zum Unterricht verabredet, aber zunächst legen wir einen längeren Fußmarsch zurück zu der Stelle, wo man den Sonnenuntergang am besten sehen kann. Milum hatte uns schon öfter hierher geführt. Ich weiß, dass der Sonnenuntergang nicht an jedem Abend ein Farbenschauspiel bietet, aber wenn Milum uns hinführt, dann ist es immer ein großartiges Erlebnis. Für die Sinne gibt es für mich kaum etwas Schöneres als einen wunderbaren Sonnenuntergang mit diesen eindrucksvollen Wolkenformen und mit der Vielfalt der schönsten Farben!

An diesem Nachmittag sieht es aber nicht so aus, denn es sind keine Wolken am Himmel. Die Sonne nähert sich dem Rand der Erde, ohne dass

wir etwas Besonderes erwarten können. Der Tag würde zur Neige gehen, die Sonne würde in eine uns unbekannte Tiefe versinken, und die Nacht würde mehr und mehr um sich greifen.

Milum gibt mir durch eine Handbewegung zu verstehen, mich zu setzen, und er setzt sich neben mich.

„Diese Unterrichtsstunde ist eine Stunde der Geduld und der genauen Beobachtung. Heute ist der Himmel unser Lehrmeister. Bist du bereit?“

Ich bin es. Ich glaube, ich bin stets ein guter Schüler, denn ich will einfach *alles* wissen. Und heute würde der Himmel uns lehren! Welches Geschenk!

Ich weiß: Die Sonne bewegt sich langsam auf den Rand der Erde zu, wird erst hellrot und dann dunkelrot, taucht in den Rand der Erde ein, wird wie von unten abgeschnitten, bis sie schließlich hinter oder unter dem Rand der Erde verschwindet.

So warte ich auf etwas, was ich schon zu kennen glaube. Die Sonne steht noch in voller Pracht am Himmel, und man kann nicht in sie hineinsehen. Wir warten. Ich weiß, dass Geduld eine wichtige Tugend ist und übe mich bei jeder Gelegenheit darin. So ist dies wieder eine gute Übung. Ich fühle mich in Milums Gegenwart wohl, obwohl er schweigt, und ich gebe mich meinen Tagträumen hin. Ab und zu überprüfe ich den Stand der Sonne, und wie vorherzusehen war, nähert sie sich dem Rande der Erde.

Sehr langsam wird sie etwas röter, später kräftiger rot und dann ganz dunkelrot, ehe sie schließlich in den Rand der Erde eintaucht. Es sind kaum Wolken am Himmel, und das Ganze verläuft so wie erwartet. Als die Sonne unter dem Erdenrand verschwunden ist, weist Milum mich mit einer kleinen Handbewegung auf eine Stelle am Himmel, die etwas über dem Ort liegt, wo gerade die Sonne untergegangen war. Dort steht der Mond! Ein kleiner Streifen nur, rechts, etwa in der Form eines Blattes der Mimose. Milum unterbricht die atemlose Stille und fragt mich:

„Woher kommt das Licht, welches den Mond beleuchtet?“

Ich hatte gerade eben die Sonne untergehen sehen und weiß, wo sie ist. Sie beleuchtet den Himmel und die wenigen dort vorhandenen Wolken immer noch. Also auch den Mond! So sage ich leise, selbst fast sprachlos vor Staunen und vor dieser so einfachen Erkenntnis:

„Von der Sonne!“

Und nach einer Weile des Nachdenkens bemerke ich:

„Dieselbe Sonne, die durch deine Luke auf die weiße Kugel schien, ist es, die den richtigen Mond beleuchtet!“

Man kann sogar den *ganzen* Mond sehen. Der Teil, der nicht direkt von der Sonne beleuchtet wird, ist nur schwach zu sehen, aber beide Teile zusammen genommen, der helle und der blasse Teil, bilden einen vollkom-

menen Kreis, oder besser gesagt, eine vollkommene Kugel. Ich schwebe in meiner Vorstellung auf ins Weltenall und kann das alles genau erkennen. Der Mond *ist* eine Kugel, und zu den verschiedenen Zeiten des Monats sehen wir ihn aus verschiedenen Blickwinkeln, so wie ich die weiße Kugel in Milums seltsamer Hütte aus verschiedenen Blickwinkeln gesehen habe.

Das bedeutet aber auch, dass die Sonne immer noch vorhanden ist, auch wenn sie hinter dem Erdenrand verschwunden zu sein scheint. Man sieht das ja auch schon deutlich an den Wolken, die sie nach ihrem Untergang immer noch beleuchtet und in die schönsten Farben taucht. Dies zu Ende gedacht, bedeutet, dass die Sonne niemals verschwindet, sondern nur irgendwie hinter oder unter der Erde sich versteckt und am nächsten Morgen wieder hervorkommt. Es ist nicht viel anders, als wenn die Sonne für eine Weile von einer Wolke verdeckt wird und dann wieder hervorkommt; in diesem Fall kommt kein Mensch auf den Gedanken, dass sie vorübergehend nicht vorhanden sei.

— — —

9. Erde, Sonne, Mond

Eines Nachmittags überrascht mich Milum mit der Aufforderung, ihn in der kommenden Nacht zu begleiten. Er verspricht, mich rechtzeitig zu wecken; ich solle schon etwas im Voraus schlafen. —

Nach dem Aufbruch gelangen wir bald auf eine kleine Lichtung im Wald unweit unseres Dorfes, wo wir annehmen können, ungestört zu sein. Wir machen es uns bequem, und Milum hat offenbar Lust zu reden. Er schaut zum Himmel und spricht:

„Schau zu den Sternen. Es gibt unglaublich viele davon. Sie bewohnen das Weltall, aber wir können sie nicht erreichen. Wir wissen auch nicht, wozu sie dort sind, wer sie gemacht hat und woraus sie bestehen. Aber wir können sie bewundern; selten kann man so ehrfürchtig staunen wie beim Anschauen des Himmels.“ —

„Denke an die Menschen, die Tiere und die Pflanzen. Es gibt unglaublich viele davon. Sie bewohnen die Erde, aber wir können ihre Seelen nicht erreichen. Wir wissen auch nicht, wozu sie hier sind, wer sie gemacht hat und woraus sie bestehen. Aber wir können sie bewundern; selten kann man so ehrfürchtig staunen wie beim Schauen in die Natur um uns herum.“ —

„Denke an deine Gedanken, an deine Gefühle und an deine Träume. Es gibt unglaublich viele davon. Sie sind in deinem Kopfe und in deinem Herzen, aber wir können sie nicht ergreifen. Wir wissen auch nicht, wozu sie da sind, wer sie gemacht hat und woraus sie bestehen. Aber wir können sie bewundern; selten kann man so ehrfürchtig staunen wie beim Schauen in sein Inneres.“ —

So sind wir Mitspieler in einem großen Schauspiel, dessen Regeln wir nicht kennen. Unsere Rolle in diesem Spiel verstehen wir nicht; erst durch Ausprobieren, durch viele Irrtümer und Fehler, lernen wir mit der Zeit, uns in diesem Spiel so zu bewegen, dass wir einer Rolle gerecht werden, die wir nicht durchschauen. Aber es gelingt uns nicht immer.

Durch die lange Erfahrung, die unser Volk im Laufe vieler Menschenalter gemacht hat, haben sich die Grundregeln herausgebildet, die du schon zu einem Gutteil kennengelernt hast und die es zu befolgen gilt. Durch diese Regeln wird bewirkt, dass unsere Kinder ein genauso gutes Leben haben werden wie wir selbst. Dabei ist es nicht so wichtig, dass alles immer nur friedlich verläuft; manchmal muss man auch ordentlich schimpfen können und auch sein Missfallen ausdrücken über das Verhalten eines anderen. Damit es dabei aber nicht zu Tötlichkeiten kommt, die jemanden verletzen könnten, sind die Wettkämpfe eingerichtet worden, die immer zu Erntedank stattfinden.

Viel wichtiger ist es, Mutter Erde zu erhalten und unsere Mitgeschöpfe, die Tiere und die Pflanzen. Wir dürfen nicht zu viele Bäume fällen, nicht zu viele Tiere jagen und nicht zu viele Pflanzen schneiden. Die lebendige Welt um uns herum muss ohne Schaden weiterleben können, denn wir leben mit ihr und durch sie. Nur, wenn wir uns als einen lebendigen Teil dieser Welt empfinden, kann der Einklang bestehen bleiben. Der Mensch trägt in diesem Gemeinschaftsleben eine besondere Verantwortung, denn er hat einen fähigen Verstand, eine herausragende Erfindungsgabe und eine große Geschicklichkeit in vielen Dingen. Daher kann er der uns umgebenden Lebenswelt viel schaden oder aber auch viel nützen. Wir sind aufgerufen, ihr zu nützen und ihr nicht zu schaden.“

Inzwischen steht der Mond in voller Pracht und Schönheit am Himmel, und es ist geradezu so, als wolle er sein Licht herabfließen lassen auf diese wichtigen Worte Milums. Dieser verstummt nach so vielen Worten. (Wie es meine Gewohnheit ist, hatte ich, ohne zu ermüden, aufmerksam zugehört, denn zum einen will ich immer *alles* wissen, und zum anderen weiß ich aus vielerlei Erfahrung um die unerschöpflichen, oft ganz ungewöhnlichen Kenntnisse Milums.)

Milum wendet sein Gesicht dem Monde zu, und wie von selbst tue ich das gleiche. Der Mond leuchtet still zu uns herab und lächelt uns zu. Doch nach einer Weile fängt er an, am unteren Rande eine Einbuchtung zu bekommen, so, als ob er dort eingedrückt würde. Diese Einbuchtung wird Größer, und das Bild wandelt sich: Es sieht jetzt so aus, als ob sich eine kreisförmige Scheibe vor den Mond schieben würde. Diese Scheibe verdeckte den Mond immer mehr und immer mehr, bis er nach einer Zeit vollständig verdeckt und verschwunden ist.

Eine lähmende Dunkelheit liegt über uns und über dem Walde. Die Vögel sind verstummt. Es ist gespenstisch. Vorher noch die vom Monde hell erleuchtete Lichtung und jetzt diese Totenstille und Dunkelheit. Wenn nicht Onkel Milum da wäre, würde ich richtige Angst bekommen.

Nach wieder einer Zeit kommt der Mond zögerlich unten wieder hervor, zunächst in Form eines schmalen Apfelstückes, dann mehr, dann halb, bis er endlich seine volle Größe und Helligkeit wiedererlangt hat. Die freundliche Stimmung einer Vollmondnacht mit einem fröhlich lachenden Mond ist zurückgekehrt.

In den folgenden drei Nächten schlafe ich sehr viel länger als gewöhnlich. In meinen Träumen, die sich bis in die Tagträume hinein fortsetzten, schwebe ich mit den Gestirnen durch den weiten Raum, der erfüllt ist von fast greifbaren Kugeln: Erde, Mond und Sonne.

— — —

§ 10. Mein vergangenes Leben am Fluss

Einmal verfiel ich in Fieberträume und erlebte mein voriges Leben am Fluss, an das ich mich schon als Kind erinnert hatte; ich erlebte meinen damaligen frühen Tod, meine anschließende Reise ins Jenseits und die dortige Aufarbeitung des vorigen und die Planung meines jetzigen Lebens.

Ich bin krank. Ich habe hohes Fieber, und meine Mutter und zwei Weise Frauen kümmern sich um mich. Ich mag nichts essen, aber das ist so in Ordnung, wie die Frauen befinden. Hingegen trinke ich viel, einfach nur angewärmtes, klares Wasser oder Aufgüsse von Kräutern, die die Heilerinnen für mich aussuchen, pflücken und zubereiten. Die Kräutergetränke sind allerdings stark und bitter, so dass ich froh bin, wenn ich wieder einmal einfaches, klares Wasser trinken darf. Ich bekomme kalte Wickel um die Waden, werde gut zugedeckt und sorgsam behütet. Es tut mir gut, so liebevoll umhegt zu werden.

Wenn ich schlafe, habe ich lebhaftere Träume; wenn ich wache, schaue ich dem Licht zu, welches in unsere Hütte fällt, wie es an der Wand spielt, sich dort langsam verschiebt, welche Farben sich bilden und welche Gefühle ich dabei habe. Die Wände der Hütte kommen manchmal ganz nah auf mich zu, manchmal entfernen sie sich, manchmal verbiegen sie sich und nehmen die seltsamsten Formen und Farben an. Mein Kopf und meine Gliedmaßen scheinen bisweilen anzuschwellen, sich auszudehnen, sich wieder zusammenzuziehen, zu pulsieren, sehr warm zu werden, um dann wieder ihre normale Form und Größe anzunehmen. Bei alledem fühle ich mich wohl und gesegnet mit seltsamen Gefühlen, die ich sonst nicht kenne.

In einem Traum sehe ich mich an einem Fluss und versuche, einen Fisch zu fangen. Mein Vater aus dem früheren Leben, an welches ich mich schon als Kind erinnert hatte, hat mir die Anfänge des Angelns beigebracht, denn

wir haben nicht viel zu essen, und jeder Fisch ist zu Hause willkommen. Nun bin ich allein zum Fluss gegangen, um einmal ganz auf mich gestellt das Erlernte zu erproben.

Wir leben sehr bescheiden in einer Hütte in der Nähe des Flusses und haben wenig Verbindung zu den Leuten im Dorfe. Wie ich nach und nach herausgefunden habe, hatte man uns aus dem Dorfe fortgeschickt; die Menschen wollten nichts mehr mit uns zu tun haben. Der Grund war, dass mein Vater einmal drei junge Eichen gefällt hatte, ohne die Ältesten des Dorfes zu fragen und *ohne die Eichen um ihre Erlaubnis zu bitten*. Die Eichen sind unsere heiligsten Bäume. Mein Vater wollte dort, an jener Stelle, ein neues Haus für uns bauen, aber er hätte unbedingt die Einwilligung der Dorfbewohner und vor allem die der Eichen selbst haben müssen. Sein Vergehen war unbegreiflich und unverzeihlich, und es war auch ganz unmöglich herauszufinden, warum er das getan hatte, gegen alle Regeln unseres Volkes.

Man war im Dorfe entsetzt gewesen, hatte Rat gehalten, und es wurde befunden, dass diese Missetat so schwerwiegend war, dass sie nicht auf dem Sommerfest vergeben und getilgt werden könne. Daher forderte man meinen Vater auf, aus dem Dorfe fortzuziehen, da man nicht mehr mit ihm zusammen leben wolle. So leben wir also allein am Fluss; meine Mutter fand sich drein und klagt nicht, macht meinem Vater keine Vorwürfe und besorgt das Haus und den Garten, so gut sie nur kann. Meine Geschwister und ich wussten zunächst überhaupt nicht, was vorgefallen war, und wir klammerten uns an unsere Eltern, um Schutz und Geborgenheit zu suchen.

Es fehlt uns sehr der Austausch mit anderen Menschen, und ich selbst vermisse natürlich meine Spielgefährten. Doch es ist auch ein schönes Leben, so frei in der wilden Natur, und noch viel enger zusammen mit den Bäumen, den Gräsern, dem Fluss und dem Himmel. Unser karges Leben ist heilsam, wir sind gesund und kräftig. Es wäre alles gut, wenn wir uns nicht so ausgestoßen fühlen würden. –

– *ein Nahtodes-Erlebnis* –

Im Traume wage ich mich beim Angeln mit dem linken Bein weiter vor in den Fluss, indem ich mich auf einem Stein abstütze, die Angel weit in den Fluss hineinhalte, um vielleicht noch besser an die Fische heranzukommen. Doch dann gleite ich von dem Stein ab in den Fluss hinein, verfolge mich in den Schlingpflanzen, die dort wachsen, werde nach unten gezogen, versuche, die Angel loszulassen, schlage wild um mich, was nichts nützt, fange an, Wasser zu schlucken, würgere und verliere den Sinn für oben und unten. Mir wird schwindlig, ich atme Wasser ein, bekomme Todesangst und gebe auf.

Mit einem Male ist die Pein zu Ende, ich fühle keinen Schmerz mehr und keine Angst, sondern finde mich über dem Wasser schwebend, hinabblickend auf einen menschlichen Körper, der leblos im Wasser treibt, bin selbst aber in guter Verfassung in einem schönen, gesunden Körper über dem Wasser. Nur

sehr verschwommen wird mir bewusst, dass ich dort im Wasser mich selbst sehe, tot, ertrunken, verloren. Doch tatsächlich bin ich nicht tot, sondern empfinde mich als sehr lebendig, empfindsam, beobachtend. Mir fällt ein Grundsatz wieder ein, den ich mir zu eigen gemacht hatte: Geduldig sein und aufmerksam beobachten! Das tue ich und nehme mir vor, alles genau im Sinn zu behalten.

Vor mir tut sich im Wasser ein trichterförmiger Wirbel auf, in den ich hineingezogen werde, der mich herumwirbelt und mich durch ihn hindurchfliegen lässt. Die Geschwindigkeit, mit der ich durch den Wirbel fliege, erhöht sich, ich höre einen rauschenden Gesang und ein Wispern und Flüstern an den Wänden des Wirbels; dort sehe ich schemenhafte, seltsame Gestalten, die mir etwas zurufen, was ich aber nicht verstehe. In der Richtung, in der ich durch den Wirbel fliege, sehe ich am Ende ein kleines Licht, welches mir verrät, dass es irgendein Ziel und ein Ende dieses Fluges geben müsse.

Das Licht wird langsam grösser, die Geschwindigkeit des Fluges geringer; es öffnet sich schließlich ein großes, rundes Tor, hinter dem es leuchtend hell ist. Ich werde hinausgeworfen und finde mich auf einer Wiese wieder in einer wunderschönen Landschaft mit Blumen ringsumher, einem murmelnden Bach in der Nähe und einem tiefgrünen Wald gegenüber. Die Bienen summen fleißig, der Himmel ist tiefblau, eine Lerche singt hoch oben ihr Lied, und es herrscht ein sanfter Friede.

Von Ferne kommen einige Menschen auf mich zu, und als sie näher kommen, erkenne ich meinen Großvater, meine Großmutter, Milums Mutter, einen Onkel und eine andere Frau aus dem Dorfe, die früh gestorben war. Sie begrüßen mich herzlich, heißen mich in diesem Reiche willkommen, nehmen mich bei der Hand und führen mich auf einen Weg, der sich vor uns öffnet.

Nach einiger Zeit kommen wir an einen kleinen See, wo uns eine junge Frau erwartet. Ich werde ihr vorgestellt und in ihre Obhut gegeben. Meine Begleiter, Großvater, Großmutter, der Onkel und die Frau, verabschieden sich in einer Weise, die mir andeutet, dass ich nun meinen weiteren Weg ohne ihre Hilfe gehen müsse. Das tut mir sehr leid, denn sie hatten mich so liebevoll begrüßt, und ich hatte mich so gefreut, sie wiederzusehen.

Die junge Frau nimmt mich in ihre Pflege. Sie sagt mir, dass ich einige Kraft verloren habe durch unser einsames Leben am Fluss und dass auch die Schmach, die auf meinen Vater gefallen war, mir weh getan habe. Daher müsse ich in dem kristallklaren Wasser des Sees gebadet werden, um von den schlechten Einflüssen befreit zu werden, und danach mit der frischen Luft der nahen Bergen umweht werden, um neue, reine Stärke zu bekommen: Meine Seele müsse geheilt werden.

So geschieht es. Ich fühle, wie etwas Schweres von mir abfällt, wie ein Kribbeln durch meinen Körper läuft und wie mein Blick freier wird. Nach

drei Tagen der Reinigung entlässt mich die junge Frau, und ich will ihr zum Abschied danken, doch sie sagt:

„Ich habe dir zu danken, denn ich durfte dir bei deinem Eintritt in die geistige Welt behilflich sein, indem ich deine Seele erfrischte.“

– Gruppenarbeit im Jenseits –

Ein Wegbegleiter holt mich ab und führt mich zu einer Gruppe von Seelen, die mich schon erwarten. Sie begrüßen mich herzlich und scheinen mich gut zu kennen. Auch ich erkenne zwei von ihnen, nämlich ‚meinen großen Bruder‘ Gair und meinen Vetter Dipps. (Ich verwende hier die Namen, die diese Menschen und ich selbst in meinem heutigen Leben als Doaram tragen. In dem Traum und in früheren Leben hatten wir natürlich andere Namen.) Außer einigen anderen, die ich nicht kenne, sind noch drei schattenhafte Seelen anwesend, die durchsichtig und licht erscheinen. In einem dieser Schattenwesen erkenne ich Dulgur und in zwei weiteren Vater und Mutter meines jetzigen Lebens als Doaram. Diese Wesen sind so schemenhaft, dass sie manchmal gänzlich verschwinden, dann aber in ihrer schwebenden Art wieder erscheinen.

In der Gruppe wird nun eifrig meine Ankunft besprochen und die Tatsache, dass mein vergangenes Leben so früh endete. Alle zeigen sich mir voller Liebe und Verständnis zugewandt, und ich fühle mich sogleich in die Gruppe aufgenommen. Ich erfahre, dass diese Gruppe sich regelmäßig trifft, um die vergangenen Leben jedes einzelnen aufzuarbeiten. Dieses ist eine der großen Aufgaben, die uns in der geistigen Welt gestellt sind.

Bei dem heutigen Treffen ist meine Ankunft das große Ereignis, welches ausführlich gewürdigt wird. Die Grundstimmung ist die der Freude, sich wiederzusehen und beisammen sein zu können.

Bei der nächsten Zusammenkunft wird dann die gewöhnliche Arbeit wieder aufgenommen. Damit ich mich an diese Art der Arbeit gewöhnen kann, kommt zunächst jemand anderes an die Reihe: Es ist mein Vetter Dipps, der in meinem vorangehenden Leben als Kind in dem Dorf gelebt hatte, aus dem mein Vater und wir ausgewiesen wurden. Als wir noch in jenem Dorfe lebten, war Dipps das Kind unmittelbarer Nachbarn gewesen; wir kannten uns also gut, und wir waren auch in jenem Leben Vettern gewesen. Wir hatten aber als kleine Kinder immer Streit; kein Mensch weiß, warum.

Als wir schon am Fluss wohnten, war Dipps einmal allein von zu Hause fortgegangen, um neugierig und etwas unerlaubt die umliegenden Wälder zu erkunden. Auf diesem Wege kam er schließlich auch zu unserer Einsiedelei am Fluss. Sobald ich ihn sah, rannte ich mit Drohgebärden auf ihn zu und vertrieb ihn, einen Knüppel schwingend, aus unserem Reich. – Bei der Aufarbeitung in der Seelengruppe stellt sich heraus, dass Dipps mir damals Vergeltung schwor für alles, was ich ihm angetan, als wir noch als kleine Kinder zusammen im Dorfe wohnten, und dafür, dass ich ihn von unserem

Hofe am Fluss vertrieben hatte, obwohl er nur versehentlich und ohne böse Absicht dorthin gelangt war. Diese Vergeltung zu üben war ihm aber nicht mehr vergönnt gewesen, da ich kurze Zeit später im Fluss ertrank. (Wir waren damals noch sehr jung und unerfahren; als Erwachsene hätten wir unseren Streit wohl im Sommerfest ausgefochten und begraben.)

In der Gruppe wird das alles ausführlich besprochen, wobei aber Dipps heute im Mittelpunkt steht und mich, da ich an der Geschichte offenbar beteiligt gewesen war, ab und zu Seitenblicke streifen. Man wird sich darüber einig, dass Dipps im nächsten Leben (also dem jetzigen) mit dem Wunsch nach Rache sich würde auseinandersetzen müssen. Es bleibt aber in der heutigen Sitzung ungeklärt, warum wir schon im vorigen Leben als kleine Kinder immer Zank hatten, was möglicherweise auf ein noch davor liegendes Leben zurückzuführen sei. Diese Frage wird auf eine der nächsten Zusammenkünfte verschoben.

(In einer der folgenden Stunden stellt sich heraus, dass ich in einem noch früheren Leben mit der damaligen Ehefrau Dipps' in Schande gelebt hatte. Als Dipps mich dazumal mit einem Messer töten wollte, hatte ich ihn getötet.)

— — —

Die Gruppe trifft sich also immer wieder, und jedes Mal steht eine Seele im Mittelpunkt der Erörterungen. Eine einzelne Begebenheit aus dem vergangenen Leben wird ausführlich besprochen; die betroffene Seele kann noch einmal vortragen, wie sie alles erlebt hatte, aber das ist eigentlich nicht nötig, da alle Anwesenden es sowieso schon wissen. Dies hat zur Folge, dass es ganz unmöglich ist, irgend etwas zu verheimlichen oder zu beschönigen, und bei aller Liebe herrscht auch eine Strenge bezüglich der ganzen, ungeschminkten Wahrheit. Es wird aber nichts von alledem, was geschehen war, als *schlecht* beurteilt, sondern alle Erfahrungen, die wir gemacht haben, werden als Möglichkeiten zum Lernen angesehen.

Wenn ich an der Reihe bin, sind meine Eltern und Dulgur als schemenhafte Wesen anwesend und etwas besser zu erkennen als sonst. Wenn jemand anderes an der Reihe ist, tauchen andere Schemenwesen auf, die ich meist nicht kenne. Die Schemenwesen zeigen besonders viel Verständnis für unser Verhalten und können manches noch besser erklären, als es den anderen möglich ist. Die vergangenen Leben der Schemenwesen werden aber in der Gruppe nicht besprochen. Später erfahre ich, dass die Schemenwesen bereits wiedergeboren sind und dass sie nur einen kleinen Teil ihrer selbst in der geistigen Welt zurückgelassen haben. Sie nutzten diesen Teil, um uns bei der Rückschau auf unsere vorigen Erdenleben behilflich zu sein.

— — —

Auf diese Weise gewinnen wir Einsicht in unsere vergangenen Leben, in die Fehler, die wir gemacht haben, in die Erkenntnisse, die wir gewonnen haben, und in die Fortschritte, die wir gemacht oder auch nicht gemacht haben. Der

Lebensplan des vergangenen Lebens scheint aus den Gesprächen ein wenig hervor, wird aber noch nicht völlig klar. Ein volles Verständnis des Lebensplans ist einer Vorladung vor den Rat der Großen Weisen Lehrer vorbehalten. Es ist mir schon angekündigt worden, und es geschieht eines Tages auch: Ich erhalte die Vorladung. Mir ist mulmig zumute, denn die anderen hatten stets mit großer Achtung und Scheu von dem Rat gesprochen.

Dulgur begleitet mich. Er ist nicht mehr schattenhaft, sondern ganz richtig anzuschauen, und zum ersten Mal kann ich ihn richtig betrachten. Ich staune nicht schlecht, denn sein Erscheinungsbild wechselt zwischen dem alten weisen Dulgur und einer schönen jungen Frau mit langem schwarzem Haar.

– *Der Rat der Weisen* –

Wir werden hereingebeten und sehen uns einer Gruppe von sechs Meistern gegenüber, die hinter einem halbrunden, weißen Tisch sitzen. Dulgur weist mich an, mich in gebührendem Abstand vor die Meister hinzustellen, und bleibt selbst in einer Entfernung von drei Armlängen an meiner linken Seite stehen. Ich höre mein Herz schlagen. Dulgurs Anwesenheit hilft mir, Haltung zu bewahren. Einer der Meister beginnt:

„Doaram, du hast ein nur kurzes Leben gelebt bei deinen Eltern unten am Fluss. Welches war der Sinn dieses Lebens?“

(Auch hier verwende ich bei der Schilderung meinen Namen und die Namen der anderen aus meinem jetzigen Leben.)

Ich überlege, besinne mich auf die Erkenntnisse in der Gruppe und antworte:

„Ich sollte Bescheidenheit lernen und sollte lernen, einfachste Lebensumstände willig anzunehmen.“

„So ist es. Ist es dir gelungen?“

„Ja, ich glaube, so ziemlich. Doch habe ich oft bedauert, dass ich von meinen Spielkameraden aus früher Kindheit getrennt war und dass unsere ganze Familie sich ausgestoßen fühlte.“

„Gut, gut. Was hast du falsch gemacht in dem Leben am Fluss?“

„Ich habe meinen Eltern nicht immer so gedankt, wie ich es hätte tun sollen.“

Ich spüre die Traurigkeit meiner Mutter. Sie tut alles für uns und klagt nicht über das Schicksal unserer Familie. Doch manchmal würde sie sich wünschen, dass wir Kinder oder auch unser Vater ein Wort der Anerkennung und des Dankes für sie fänden. Ich fühle ganz deutlich den Schmerz meiner Mutter in meinem Körper.

„Was hast du noch falsch gemacht oder nicht verstanden?“

„Ich habe Dipps von unserem Hofe am Fluss verjagt, obwohl er ohne böse Absicht und nur versehentlich dorthin gelangt war.“

Ich spüre das Erschrecken Dipps', als ich ohne ersichtlichen Grund mit dem Knüppel auf ihn losging; ich spüre seine Wut und seinen Wunsch, es mir bei nächster Gelegenheit heimzuzahlen.

„Es war nicht recht von mir, und ich möchte mich bei Dipps entschuldigen. Warum nur haben wir uns schon als kleine Kinder immer gestritten, als wir noch im Dorfe lebten?“

Einer der Meister beantwortet meine Frage:

„Die Ursache liegt in einem noch davor liegenden Leben. Wir werden Dulgur bitten, das in deine Gruppe einzubringen, um es dort aufzuklären und aufzuarbeiten. Dipps wird dir auch im nächsten Leben begegnen, und er wird ein wenig Vergeltung üben wollen, und er wird deine Nachsicht und dein Fähigkeit zu vergeben auf die Probe stellen.

Du willst sicher wissen, warum du so früh gestorben bist. Nun, nicht deshalb, weil du etwas falsch gemacht hast oder weil du daraus etwas Besonderes lernen solltest, sondern ganz einfach deshalb, weil wir etwas Wichtiges mit dir vorhaben und weil die Gelegenheit günstig ist. Wir haben das in deinen früheren Leben schon vorbereitet, und du bist bereit, diese Aufgabe zu übernehmen, so hoffen wir.“

Ich verstehe nicht, was er meint, verbeuge mich aber ehrfurchtsvoll. Ein anderer Meister fährt fort:

„Es ist an der Zeit, in die Zukunft zu schauen. Die Menschen auf der Erde stehen an einem Wendepunkt. Wir möchten, dass du an einem Ort geboren wirst, wo die Menschen sich noch als die Kinder von Mutter Erde begreifen und wo sie die Pflanzen und Tiere als ihre Brüder und Schwestern ansehen. Wir wollen aber auch, dass du die Gefahren siehst, die heraufziehen. Eine gute Möglichkeit ist es, in einem Dorfe im Walde von einer liebevollen und verständnisvollen Mutter geboren zu werden, die dazu bereit ist, dich zu empfangen.“

Ich sehe eine schöne Frau in einem Dorfe im Walde und ihren Ehemann, die noch keine Kinder haben, sich aber Kinder wünschen. Das Dorf ist schön und gepflegt, und die Aufgabe scheint ehrenvoll zu sein, obwohl ich sie nicht erfasse. Ein anderer Meister fährt fort:

„Du kannst dorthin geboren werden. Es würde uns gefallen, und es würde gut in unsere Pläne passen. Aber es ist deine Entscheidung. Möchtest du dorthin geboren werden, in das Dorf im Wald und zu den Eltern, die du soeben gesehen hast? Bitte, obwohl wir dir diesen Ort und diese Eltern empfehlen möchten, fühle dich in deiner Entscheidung frei, denn die Freiheit und Selbstverantwortung der Seelen haben bei uns einen sehr hohen Wert.“

Ich bin überzeugt, dass es das Richtige ist, und stimme freudig zu. Die Meister verabschieden mich mit einem freundlichen Lächeln und einem leichten Nicken des Kopfes. Sie scheinen zufrieden zu sein. Ich verneige mich voller Achtung, und Dulgur geleitet mich hinaus.

Teil II Einweihung

§ 11. Der todkranke Junge

– schamanische Krise –

Eines Tages kommt Gair, der Sohn Milums, atemlos ins Dorf gerannt und ruft:

„Kommt schnell, kommt schnell, der Junge ist in großer Not!“

Gair läuft zu der Wiese zurück, und zwei Frauen und zwei junge Männer folgen ihm. Dort windet sich ein Junge auf dem Boden, zuckt, schreit und fuchtelt in der Luft herum. Schaum steht ihm vor dem Mund, und seine Augen blicken irr umher.

Die Frauen versuchen, sich dem Jungen zu nähern, aber ohne Erfolg, denn er schlägt wild um sich und lässt niemanden an sich heran.

Inzwischen ist auch Gair wieder dort angekommen, und alle fünf stehen ratlos da. *„Der Junge stirbt!“* schwebt es in der Luft.

Gair läuft in das Dorf zurück, um Hilfe zu holen. Mehr Menschen strömen herbei, und schließlich gelingt es einigen starken Männern, den Jungen auf den Boden zu werfen und dort festzuhalten. Der Junge kann jetzt nur noch schreien und spucken und Blitze aus seinen Augen schießen lassen.

„Brecht ihm nicht die Knochen!“ rufen die Frauen.

Mit der Zeit wird der Junge etwas ruhiger, offenbar ermattet, aber wenn die Männer ihn ein wenig loslassen, macht er immer noch die seltsamsten Verrenkungen.

Seine Grimassen sind einfach schrecklich.

Nun kommen auch die Ältesten aus den Nachbardörfern herbei. Sie tuscheln untereinander, bis einer schließlich das Wort ergreift und sagt:

„Der Junge ist auf einer Reise in eine andere Welt. Vielleicht wird er nie zurückkommen. Oder er wird zurückkommen und gelähmt sein und ohne Verstand, und er wird sich nicht mehr selber helfen können. Oder es kann auch sein, dass er zurückkommt und gesundet; dann wird er ein großer Heiler und Zauberer werden.“

Schließlich ist auch der Weise Mann vom Dorf am Berg eingetroffen. Er betrachtet den Jungen und spricht leise, doch so, dass alle es gerade noch hören können, denn alle schweigen nun:

„Er wird ein großer Seher werden.“

Derweil hat man Stangen mit Schlingen zu einer Trage zusammengebunden, und vier Männer tragen den Jungen ins Dorf, während Gair links und des Jungen Mutter rechts neben der Trage hergehen und ihm die Hand halten. Man bringt den Jungen auf Geheiß der Alten ins Versammlungshaus. Dort wird eine bequeme Matte ausgebreitet, auf die der Junge gelegt wird.

Zwei Medizinfrauen bereiten einen Brei aus Lehm und Öl und legen ihn dem Jungen auf den Leib. Außerdem legen sie ihm Blätter des Silberbaumes auf die Stirn.

Sechs junge Männer werden angewiesen, den Jungen mit Wasser zu versorgen. Man trägt frisches Quellwasser herbei. Da der Junge ohnmächtig ist und nicht schlucken kann, benetzt ihm stets einer der jungen Männer die Lippen. Außerdem halten sie seine Arme und Beine ständig mit feuchten Tüchern bedeckt, um welche wiederum trockene Tücher gewickelt werden.

Am nächsten Tage wird der Junge immer blasser, und sein Körper wird kälter, obwohl man ihn warm eingehüllt hat. Sein Pulsschlag schwindet, und sein Atem ist nicht mehr spürbar. Das Wort „*Er ist tot!*“ macht die Runde.

Doch die Medizinfrauen lassen sich nicht beirren und erneuern regelmäßig den Brei auf seinem Leib und die Blätter auf seiner Stirn. Sie weisen die jungen Männer an, mit der Benetzung der Lippen fortzufahren und mit der Befeuchtung der Arme und Beine. Da diese Anweisungen ruhig, aber bestimmt gegeben werden, kommen die jungen Männer dem ohne zu zögern nach.

Stets ist ein Zauberer aus einem der Dörfer im Versammlungshaus anwesend, murmelt unverständliche Sprüche und führt ab und zu mit seinen magischen Gegenständen eine feierliche Handlung durch.

Jeder im Dorfe hat seine Aufgaben: Einige bringen Wasser herbei, andere reinigen das Versammlungshaus, wieder andere versorgen alle mit gutem Essen, die Boten rennen zwischen den Dörfern hin und her, und alle sorgen für eine hoffnungsvolle Stimmung, soweit das irgend möglich ist.

Einmal am Vormittag und einmal am Nachmittag kommt einer der Weisen Alten herein und blickt jeden der Anwesenden wortlos an, aber so, als wenn er sagen wollte: „*Nun, ist alles in Ordnung? Machst du deine Arbeit gut?*“ Dann verschwindet er wieder, stumm, wie er gekommen war.

Die Ruhe und Sicherheit der Medizinfrauen und der Weisen Alten lassen alle Anwesenden ihre Aufgaben getreulich weiterhin erfüllen, obwohl der Junge offensichtlich tot ist. – Merkwürdig ist nur, dass der Junge keinerlei Flecken aufweist, wie sie Tote haben, und dass sein Körper auch nicht starr wird.

Nachdem der Junge drei Tage lang in diesem Zustand verharrt hatte, geschieht etwas Unerwartetes: Seine Augenlider bewegen sich ein wenig! „*Der Junge lebt!*“, „*Er lebt!*“ schallt es durch Dorf und Wald.

Die Boten laufen wie die Wiesel, Gair und des Jungen Mutter weinen Freudentränen und manche anderen auch.

Der Pulsschlag kommt langsam zurück, der Atem geht erst zögernd, dann regelmäßiger, der Körper wird wärmer, und der Junge fängt an, sich ein wenig zu bewegen.

Die Freude im Dorf ist riesengroß, und die Nachbardörfer senden ihre Glückwünsche.

Die Medizinfrauen können den Jungen ein wenig aufrichten und ihm einen Löffel Suppe geben; er erholt sich sichtlich, und nach drei weiteren Tagen kann er seine ersten vorsichtigen Schritte tun, gestützt auf Gair und seine Mutter.

Bald spricht der Junge auch ein paar Worte. Sein allererstes Wort ist ein erstauntes: „*Ihr?*“

Nach vierzehn Tagen ist der Junge wieder so gut wie gesund. Der Junge bin *ich*, Doaram.

— — —

§ 12. Eine Reise in eine andere Welt — *schamanische Einweihung* —

Gair gibt mir Unterricht im Bogenschießen. Es ist etwas eigenartig: *Vor* der ersten Einweihung zum Jungmann ist ein Unterricht im Gebrauch der Jagdwaffen nicht vorgesehen, und *nach* der Einweihung muss man es einfach können, denn ein Jungmann *kann* Bogenschießen.

Dieses Rätsel ist mir unbegreiflich, aber ‚mein großer Bruder‘ Gair und ich lösen es ganz einfach, indem er mir heimlich Unterricht gibt. In Wahrheit ist es so heimlich nun auch wieder nicht, denn man weiß es im Dorfe wohl schon, man tut aber so, als merke man nichts.

Der Unterricht findet auf einer Wiese statt nahe am Walde. (Es gibt bei uns keine großen Wiesen, und deshalb ist jede Wiese nahe am Walde.) Dort kann ich auf Holzschwamm schießen, den wir an den Zweigen der Bäume aufgehängt haben.

Mit der Zeit werden meine Leistungen besser und die Entfernungen zum Ziel grösser. Am meisten habe ich mit dem Wind zu kämpfen, der listigerweise auf den Wiesen, die eigentlich eher Lichtungen sind, sich zu Wirbeln steigert und nicht zu berechnen ist. Im Walde ist diese Schwierigkeit nicht gegeben.

Mein Bogen ist ein sehr guter, aber die Pfeile sind nicht immer wirklich gerade. (Die erwachsenen Jäger hatten sie wohl übrig gelassen.) So erlerne ich mit der Zeit die ersten Schritte und Tücken der Jagd kennen.

— — —

In unserer siebzehnten Übungsstunde, als ich gerade wieder einmal auf ein ziemlich kleines Stück Holzschwamm an einem Baum anlege, tritt ein Bär, aus dem Walde kommend, zwischen die Bäume hervor und starrt mich an. Das Herz schlägt mir bis zum Halse. Bären sind sehr gefährlich und unberechenbar, das weiß ich. Wenn er mich nun angreifen würde? Welche Möglichkeiten habe ich, welche Aussicht auf ein Überleben? Mit meinem lächerlichen Pfeil kann ich ihn sicher nicht aufhalten. Wo ist überhaupt Gair?

Der Bär geht auf mich los! Fliehen ist das Verkehrteste, was man machen kann, hatte ich gelernt, denn Bären sind sehr schnell. Mich auf den Boden legen und mich totstellen? Mir ist überhaupt nicht zum Scherzen zumute. Der Bär kommt näher; er scheint sehr wütend zu sein. Habe ich meinen Pfeil auf ihn abgeschossen? Ich bin wie versteinert, unfähig, mich zu bewegen. Der Bär tappst auf mich zu, und mit einem Prankenhieb streckt er mich zu Boden. Ein weiterer Prankenhieb bricht mir das Genick.

Der Bär beginnt, mich zu verspeisen. Er reißt mir das Fleisch vom Leibe. Als er nach einiger Zeit satt zu sein scheint, reißt er noch ein großes Stück Fleisch und schleppt es in den Wald.

Die Gelegenheit lassen sich die Geier nicht entgehen, denn aus allen Richtungen kommen sie herbei und beginnen, mich zu zerpfücken. Einer hackt mir ein Auge aus, ein anderer das andere; wieder andere picken nach meinen Eingeweiden. Alsbald sind von mir nur noch ein paar Knochen übrig, die etwas verloren auf der Wiese herumliegen.

Seltsamerweise bin ich mir immer noch meiner selbst und meiner Lage bewusst: Aufgefressen von Bär und Geiern, aber immer noch bei klarem Verstand !?

Wer bin ich, und was ist mit mir geschehen?

Es kehrt eine große Stille ein.

Der Tag wechselt zur Nacht, es wird wieder Tag, und es geschieht – nichts. Die Zeit vergeht; meine Knochen bleichen in der Sonne. Sie werden mit der Zeit weniger auf der Wiese, da ab und zu ein Fuchs oder ein Wolf einen von ihnen davonträgt.

Bei Mondenlicht blinkt ein Stück des einen oder anderen Knochens fahl weiß zwischen den Gräsern der nächtens grau erscheinenden Wiese hervor.

Ich *bin* meine Knochen! Es herrschte eine unendliche Stille und Ruhe auf der Wiese, die schützend von dem Walde eingerahmt wird. Ich fühle mich sehr wohl in dieser Stille zwischen den Zeiten. Ein Gefühl von Weite, Ausgebretet-Sein. Eine Verbundenheit mit dem Gras, mit den Bienen und Hummeln, mit dem umgebenden Wald und mit den Vierbeinern, die hin und wieder auf die Wiese treten.

Nach sehr, sehr langer Zeit der Ruhe kündigt sich ein Wechsel an. Die Wiese fängt an, leicht zu schwanken, und ein Luftzug lässt mich in den Wald schweben in die Nähe eines schmalen Baches. Dort gleite ich zu Boden und *bin* ein Moos.

Nahe am Bach bin ich ziemlich feucht und kräftig, lebendig und voller Stärke. Weiter aufwärts nahe der Bäume bin ich etwas trockener und weniger dick und nicht so tief dunkelgrün.

Ich fühle sehr genau, wie es sich anfühlt, ein Moos zu sein. Irgendwie bin ich zwei: Doaram und das Moos; Doaram, der ein Moos ist und wie ein Moos fühlt. Ich nehme mir vor, das für immer im Gedächtnis zu behalten.

Die Käfer krabbeln durch mich hindurch, auch Würmer und Schnecken lieben mich. Seltener läuft ein Reh oder ein Fuchs über mich hinweg oder ein Wildschwein. Die Hufe des Rehs oder des Wildschweins tun mir weh, doch nach kurzer Zeit kann ich mich von dem Schmerz erholen und meine alte Form wieder annehmen.

Es ist gut, ein Moos zu sein! Man stirbt auch nicht als Moos; man verändert seine Form und Größe ein wenig mit der Jahreszeit, es erneuern sich Teile von mir und andere sterben ab, aber ich bleibe immer ich selbst. Meine Aufgabe als Moos ist es, Wasser zu speichern und es den Bäumen zur Verfügung zu stellen und allerlei kleinem Getier Unterschlupf zu bieten.

Es vergeht wieder eine lange, zeitlose Zeit, bis eine neue Veränderung sich anbahnt. Ein Gewitter geht über dem Wald nieder, und dicke Tropfen Wassers fallen von den Bäumen auf mich herab. Ich habe einige Mühe mit den dicken Wassertropfen, die mich arg zerzausen; auch kann ich nicht alles Wasser speichern: Vieles läuft einfach in den Bach hinab, der stark angeschwollen ist. Ein Teil von mir liegt schon im Bach, und ich muss mich an dem Boden und an den Steinen festhalten, um nicht fortgespült zu werden.

— — —

Dann tritt eine große Stille ein, und ich bin nirgendwo. Nichts. – Von weiter Ferne höre ich ein leises Piepsen; es kommt näher, und ich bin eine Eule, im Nest mit drei Jungen, die hungrig sind. Die Mutter würde hoffentlich bald wiederkommen und etwas zu essen mitbringen. Als Vater helfe ich ihr für eine Weile bei der Versorgung der Jungen, aber ich sehne die Zeit herbei, wo sie das allein schafft und ich mich wieder dem *Sehen* hingeben kann. Die Betriebsamkeit derzeit fällt mir auf die Nerven. Das ganze Familienleben drehte sich nur darum, wieder eine Maus zu fangen oder, was selten gelingt, einen jungen Hasen, damit die Jungen satt werden.

Meine Lieblingsbeschäftigung ist das *Sehen*. Ein Nest zu bauen, Nahrung zu beschaffen, gar Junge zu ernähren: all das ist mir lästig und gar nichts im Vergleich zum *Sehen*. Wenn es ruhig ist im Wald, wenn es nicht regnet und nicht stürmt, wenn es Nacht ist und ich allein sein kann, dann sehe ich in die Ferne, so zum Beispiel in die Gegend hinter dem großen Berg oder auf den Fluss, dem ich gerne in seinem Laufe folge bis zu der großen Biegung. Oder ich blicke zu den Menschen in ihren Dörfern, deren Treiben mir allerdings meist zu lebhaft ist, so dass ich es bald leid werde, ihnen zuzuschauen. Auch verstehe ich nicht so recht, warum sie immer so geschäftig sind. Wir Eulen sind da von eher ruhiger Art.

Ich kann auch in die Vergangenheit blicken, etwa wie vor einigen Jahren der Fluss nach einem Unwetter weit über seine Ufer trat und Teile des Landes überschwemmte. Oder ich sehe, wie vor vielen Jahren die Menschen ein

neues Dorf errichteten, hier ganz in der Nähe. Oder ich sehe noch weiter in die Vergangenheit, als es noch viel kälter war als heutzutage und als weite Teile des Landes von Eis bedeckt waren. Zu jener Zeit gab es hier gar keine Eulen, und es ist mir unerklärlich, wie ich es trotzdem sehen kann.

Ich kann auch in die Zukunft blicken. Dann sah ich einmal, wie drei Hütten in dem Dorf hier nebenan abbrannten, und es gab dort viel Geschrei und Wehklagen; oder ich sah, wie die Menschen anfangen, in ihren Gärten Gräser zu pflanzen, die viele große Körner tragen. Oder ich sah, wie ein neuer Bach durch den Wald floss, den es heute dort noch gar nicht gibt.

Das *Sehen* ist meine große Leidenschaft. Alles, was ich sehe, behalte ich in meinem Gedächtnis, und ich mache mir so meine Gedanken darüber, was in der Welt vor sich geht und warum das alles so ist. Demgemäß habe ich mir schon ein ganz schönes Weltbild zusammengebastelt, weswegen manchmal andere Eulen oder auch Kuckucke zu mir mit ihren meist etwas törichten Fragen kommen. Am wenigsten verstehe ich allerdings die Menschen, denn sie scheinen mir ein wenig verrückt zu sein mit ihren vielen Festen und dem Trommeln und dem Gesang, womit sie hier die Ruhe im Wald doch ganz erheblich stören. Ich habe mich bei der Auswahl meines neuen Wohnbaums auch schon weiter in den Wald zurückgezogen, denn diesen Lärm kann ja keine Eule ertragen.

Als Eule ist mir gleichzeitig klar, dass ich Doaram bin. Ich *bin* Doaram, und ich denke und fühle wie eine Eule. Seitdem weiß ich, wie Eulen sich fühlen. Am besten fühlen sie sich in der Stille. Es ist ein herrliches Gefühl der Ruhe und Gelassenheit, gepaart mit dem – etwas unbescheidenen – Gefühl des Wissens. Zumindest mir als männlicher Eule ist nicht sehr an der Aufzucht von Nachwuchs gelegen. Überhaupt bin ich lieber *allein* als in Gesellschaft.

Als Doaram bin ich über mein Erlebnis recht erstaunt, aber noch viel mehr entzückt, denn die Vergangenheit und die Zukunft hatten mich schon immer neugierig gemacht. Das gehört zu meiner unstillbaren Wissbegierde. Auch in entfernte Gegenden schauen zu können ist eine nützliche Fähigkeit. Und hier als Eule erfahre ich, wie es ist, solche Dinge in aller Klarheit zu sehen, obwohl ich kleine Kostproben, in die Zukunft zu blicken, schon in meiner Kindheit als Doaram schmecken durfte. Als Eule habe ich mit der Schau in die Zukunft überhaupt keine Schwierigkeiten, wohl deshalb, weil sich gar nicht die Gelegenheit ergibt, mit jemand anderem darüber zu streiten.

— — —

Nachdem ich einige Wochen in diesem herrlichen Zustand verbracht hatte, ergreift mich ein großer Drang zu *fliegen*, weit fortzufliegen. Ich breite meine Schwinge aus und fliege gen Süden über den Wald, über Hügel und über den Fluss. Da ich nicht sehr darin geübt bin, weite Strecken zu fliegen, muss ich immer wieder eine Rast einlegen, aber der Drang ist so groß, dass ich doch immer wieder neu abhebe und weiterfliege.

Schließlich erreiche ich die Flanke eines Berges, wo ich ein Loch erspähe, durch welches ich hineinschlüpfen kann. Hinter dem Loch erweitert sich der Raum zu einer kleinen Höhle, die am Ende eine Öffnung hat. Vor der Öffnung steht ein Krieger mit seinen Waffen, der mich grimmig und zugleich freundlich ansieht und mir bedeutet, durch die Öffnung zu schlüpfen. Das tue ich, und hinter dem Durchgang öffnet sich eine Größere Höhle, die mit farbigem Licht erhellt ist. Am anderen Ende der Höhle sitzt auf einem Sessel eine Frau, in Gewänder gehüllt von einer Farbe, die ich nicht beschreiben kann, da ich eine solche Farbe noch nie gesehen habe. Jedenfalls ist die Farbe von großer Tiefe und Kraft.

Die Frau ist nicht jung, aber auch nicht alt. Sie erscheint mir so, als ob sie schon immer dort gesessen hätte. Die Frau und die Höhle sind eins. Sie lädt mich mit einer Geste ein, mich vor sie hinzusetzen. Offenbar hatte sie mich erwartet. Ich habe inzwischen die Gestalt eines jungen Mannes angenommen. Meine Kleider haben in dem farbigem Licht der Höhle eine unbestimmte, aber sehr schöne Tönung, und ich fragte mich, ob ich im Gesicht wohl aussehe wie Doaram.

Die Frau erhebt ihre Stimme und spricht:

„Sei willkommen, junger Mann! Ich lebe hier seit Anbeginn der Zeit, und ich möchte mit dir reden.“

„Du hast erlebt, wie es ist, unsterblich zu sein, und du hast erlebt, wie es ist, sehen zu können. Diese Gaben hast du bekommen, um den Menschen zu helfen. Deine Aufgabe sollst du erfüllen zum Nutzen deines Volkes und zum Nutzen aller Menschen. Gehe zurück in dein Dorf und vertraue dich deiner Mutter an und Milum.“

Ich weiß, diese Worte brennen sich in mein Gedächtnis ein wie durch Feuer, aber ich begreife in diesem Augenblick gar nichts. Wir sitzen eine lange Zeit schweigend, und die Frau schaut mich liebevoll und erwartungsvoll an. Ich weiß, es ist ein großes Ereignis in meinem Leben, ein Wendepunkt, ein Neubeginn, aber mein Verstand versagt gänzlich. Schließlich sagt die Meisterin – dieses Wort war mir in den Sinn gekommen –:

„Mache dir keine Gedanken. Wir werden dich führen. Wenn du deine Pflicht tust und Verantwortung zeigst, dann bist du bei uns in guten Händen. Du musst nichts planen und nichts wollen, wenn du nur gute Arbeit tust.“

Die Meisterin sucht etwas an ihrem Kleid und bringt schließlich einen kleinen, flachen Stein hervor, von dem ich zunächst nur erkennen kann, dass er durchsichtig ist und auf einer Seite – oder im Inneren? – eine Bemalung in unterschiedlichen Farben trägt. Sie sagt:

„Und hier habe ich noch etwas für dich. Es ist ein Schutz für dich und eine Mahnung. Du sollst den Stein immer bei dir tragen, denn er bringt dir Glück und erinnert dich immer an deine Aufgabe.“

Sie gibt mir den Stein in die Hand, und ich traue mich nicht, ihn genauer zu betrachten. Schließlich bringe ich hervor:

„Große Meisterin, ich möchte dir auch gerne etwas schenken, aber ich habe so gar nichts, was ich dir schenken könnte.“

Ich habe nur Hemd und Hose an und sonst nichts bei mir.

Hinter der Meisterin blitzen erst einige, dann Hunderte von Edelsteinen auf, der ganze Saal erfüllt sich mit glänzenden Lichtern, die in allen Farben funkeln.

Die Meisterin blickt mich wohlwollend an und spricht:

„Wir haben hier alle Schätze dieser Welt in unserem Berg, wir brauchen nichts. Wenn du mir ein Geschenk machen willst, dann ist es dieses: Vergiss niemals deine Lebensaufgabe, und schaue dir oft den kleinen Stein an. Gut wird es sein, wenn du dir einen Schild machst, mit dem du stets dich und deinen Stein verteidigen kannst. Ein solcher Schild wird dich schützen und dir gestatten, stets deinem Wege zu folgen. Und nun geh! Alle guten Wesenheiten seien mit dir.“

Die Frau löst sich in nichts auf, die Höhle verschwindet, und ich liege mit Schmerzen in den Gliedern, einem Brummen im Kopf und nur sehr wenig Klarheit darin im Versammlungshaus unseres Dorfes.

Jemand netzt mir die Lippen, und jemand sitzt neben mir und hält mir die Hand. Dies ist der Augenblick, in dem der Ruf erschallt: *„Der Junge lebt!“*

Wie ich später erfuhr, hatte ich soeben die Lider bewegt. Gair war es, der mich gerade mit Wasser versorgte, und meine Mutter war es, die mir die Hand hielt.

Nach und nach kehre ich in die Gegenwart zurück, nehme wahr, was um mich herum geschieht, spüre meinen Körper und bekomme nach weiteren zwei Tagen einen großen Hunger. Schließlich kann man mich ein wenig aufrichten, mir etwas zu trinken geben und mir einen Löffel Suppe reichen.

§ 13. Mein neues Leben

Es dauert einige Wochen, bis ich wieder ganz in dieser Welt angekommen bin, bis ich wieder wie gewohnt gehen und wie früher essen kann. Ich denke, sehe und fühle wieder wie früher, und das, was ich erlebt habe, erscheint mir wie ein Traum. Doch die Art, wie mich meine Mutter versorgte und verwöhnte, die Art, wie alle anderen liebevoll mit mir umgingen, war schon besonders und auffällig. Und es besteht auch kein Zweifel: Die Geschichte mit dem kranken Jungen hat sich tatsächlich zugetragen, als alle fürchteten, der Junge müsse sterben, und als er schließlich doch überlebte.

Und dann ist da noch etwas: Ich finde in meiner Hosentasche eine kleinen, flachen, durchsichtigen Stein, den ich vor allen anderen verborgen halte. Doch als ich einmal allein bin und gutes Licht habe, nehme ich den Stein aus der Tasche und betrachte ihn neugierig. Der Stein ist durchsichtig wie Wasser, aber in seinem Innern sehe ich eine kleine Landschaft in verschiedenen Farben schillern: Unten ist ein mit Moos bedeckter Waldboden zu sehen; das Moos glänzt in einem satten Grün; rechts steht auf diesem Boden ein alter Baum, in dem eine Eule mit großen Augen in die Nacht schaut; links ist das Moos von einem munter fließenden, glitzernden Bach begrenzt, der tatsächlich in dem Stein kleine Wellen schlägt, und über allem schwebt die funkelnde Decke des Saales der Großen Meisterin. Als jemand sich nähert, verberge ich den Stein rasch wieder in meiner Hosentasche: Er ist mein Geheimnis.

— — —

Eines Tages bringt ein Bote mir die Botschaft, der Weise Mann vom Dorf am Berg wünsche, mich zu sprechen. Er erwarte mich am folgenden Tage gegen Abend, wenn die Sonne gerade untergehe.

Ich bin früher als pünktlich zur Stelle. Ich warte in gebührendem Abstand vor der Hütte. Nach einiger Zeit öffnet sich die Tür, und der Weise tritt hervor. Ich bin überrascht und verunsichert, denn der Mann ist weder alt noch trägt er einen langen weißen Bart. Er sieht sehr jung aus mit einem strahlenden Lächeln und mit seinen leuchtenden Augen. Meine Ehrerbietung, mit der im Rucksack ich zu ihm gekommen war, weicht einem Gefühl des Angenommen-Seins und der Zuneigung. Der Weise sieht mich freundlich an und bittet mich mit einer Geste, einzutreten. Ich versuche, eine achtungsvolle Begrüßung zustande zu bringen, was mir aber nur sehr unvollkommen gelingt. – In der Hütte ist es dunkel; nur eine kleine Kerze erleuchtet die einfache Ausstattung. Der Weise bietet mir mit einer Handbewegung einen Sitzplatz an, jedoch warte ich, bis er sich selbst auf seinen Platz gesetzt hat.

Eine lange Weile des Schweigens. Endlich beginnt der Weise:

„Du warst auf einer Reise, weit fort von hier. Du hast eine große und eine kleine Aufgabe mitgebracht. Es ist jetzt an der Zeit, die kleine Aufgabe zu erfüllen, damit danach die große begonnen werden kann.“

Ich weiß nicht recht, was er meint. So blicke ich ihn fragend an. Der Weise fährt fort:

„In dem Dorfe am Fluss gibt es einen Waffenschmied, der wird dir behilflich sein, deine kleine Aufgabe zu lösen. Ich werde ihm eine Botschaft zukommen lassen, damit er dein Anliegen versteht.“ Und weiter: „Erzähle mir ein wenig von deiner Reise!“

Was meint er? Wovon spricht er? Meine Reise! Es bricht aus mir heraus:

„Die Große Meisterin!“

Er erwidert:

„Ja, ich kenne sie. Sie hilft uns und sie leitet uns. Es ist ein großes Glück, dass du bei ihr warst. Wir haben große Hoffnungen in dich.“

Er sieht mich weiter freundlich-fragend an. Als nächstes fällt mir ein:

„Die Eule!“

Er ruft aus:

„Es ist gut, es ist gut! Ich wusste es! Du wirst vieles sehen; einiges wird dir gefallen, anderes nicht. Es wird zu unserem Nutzen sein oder mindestens zu unserer Erkenntnis. Das Verstehen, das Verstehen der Dinge!“

Mir wird wiederum klar, dass ich eine wichtige Aufgabe bekommen habe. Habe ich die Wahl, sie anzunehmen oder abzulehnen? Habe ich überhaupt eine freie Entscheidung? Auf einmal steht dieses Rätsel, mit dem ich mich schon seit langem beschäftige, in leuchtenden Farben vor meinem geistigen Auge. Ich ergreife die günstige Gelegenheit und erkundige mich:

„Haben wir Menschen einen freien Willen? Können wir selbst bestimmen, was wir tun, oder werden wir von Geistwesen gelenkt?“

„Du hast eine der schwierigsten Fragen gestellt, die es überhaupt gibt. Diese Frage entspricht nicht deinem Lebensalter. Sie ist den größten Weisen vorbehalten, und auch diese kennen nur eine unvollständige Antwort. Aber da du dabei bist, schon in so jungen Jahren in die Gemeinschaft der Wissenden aufgenommen zu werden, will ich versuchen, dir zu antworten, so gut ich kann:

Wie du weißt, hat der Mensch einen irdischen, sterblichen Körper, der dem Körper der Tiere ähnlich ist, und eine unsterbliche Seele, die sich diesen Körper als Wohnstatt für ein Erdenleben erwählt hat. Die unsterbliche Seele hat in vielen Erdenleben und in vielen Belehrungen zwischen den Leben viele Erfahrungen gemacht, von denen aber das Alltagsbewusstsein des Menschen nichts weiß. Diese unsterbliche Seele tritt nun in einen unwissenden irdischen Körper ein, der von seinen körperlichen Trieben, von seinen Sinnen und von seinen Gefühlen beherrscht wird. Im günstigsten Falle ergänzen sich die beiden, Körper und Seele, zu einem einträchtigen Ganzen. Im nicht so günstigen Falle verstehen sie sich aber nicht, und der irdische Körper mit seiner begrenzten Einsicht macht Sachen, die den guten Absichten der Seele zuwiderlaufen.

Das klingt alles wenig anschaulich. Man sollte am besten immer in Beispielen denken. Daher nun ein Beispiel:

Der irdische Körper eines meiner Nachbarn ist dem täglichen Genuss von Met verfallen. Er trinkt stets große Mengen davon, verliert oft die Selbstbeherrschung und schadet sich und seiner Familie. Seine Seele hingegen war auf die Erde gekommen, um die Familie zu beschützen und um gegen jede Art von Sucht anzukämpfen, die Sucht zu überwinden, da er in früheren Verkörperungen ebenfalls den Süchten verfallen war. Dieser Vorsatz war vor dem Rat der Großen Weisen Lehrer im Jenseits gefasst

worden. Mit dieser Aufgabe war er, mit seiner ausdrücklichen Zustimmung, wieder auf diese Erde gekommen. Jedoch hat er diese Lebensaufgabe vergessen. Bevor wir in einen neuen irdischen Körper hineingeboren werden, müssen wir einen Fluss durchschwimmen, in welchem all diese Erinnerungen gelöscht werden. Wir sind so sehr mit Schwimmen beschäftigt und so sehr auf unser Ziel ausgerichtet, nämlich auf ein neues Leben am anderen Ufer, das heißt ein Leben auf dieser Welt, dass wir alles Frühere vergessen. Das Bild vom Durchschwimmen des Flusses entspricht dem Vorgang der körperlichen Geburt, welche in ihrer Ungeheuerlichkeit nur noch mit dem Tode vergleichbar ist. Beide sind ein vollkommener Wechsel des Seins, bei der Geburt von einer rein geistigen Ebene in eine irdische und dann beim Tode wieder von einer irdischen Ebene in eine rein geistige.

Mein lieber Doaram, du hast mich etwas sehr Schwieriges gefragt, und die Antwort ist daher etwas länger und auch nicht so ganz einfach. Doch wie wir dich kennen als den Wissbegierigen, bist du im Aufnehmen von geistiger Nahrung unermüdlich. Ich fahre also fort:

So weiß also mein Nachbar nichts von seinen guten Vorsätzen und seiner Lebensaufgabe. Statt dessen findet er sich im Zustand der Trunksucht wieder. Das körperliche Verlangen nach Met ist für ihn unwiderstehlich. In Augenblicken der geistigen Klarheit ist er sich seines Zustands bewusst, das heißt, er weiß, dass er süchtig ist, dass er sich und seine Familie zerstört, und wenn es hochkommt, weiß er auch, dass er der Versuchung des Mets hilflos ausgeliefert ist. –

Jetzt kommt deine Frage nach dem freien Willen, nach der Selbstbestimmtheit des Menschen. Ich habe das Beispiel der Trunksucht gewählt, weil sich an diesem Beispiel deine Frage besonders deutlich erläutern lässt. Was meinst du: Ist dieser Mensch selbstbestimmt, oder ist er das Opfer seiner Triebe oder böser Geister?“

„Ich ..., ich weiß nicht ...“

Die Sache ist mir über den Kopf gewachsen. Ich bedauere schon, die Frage ganz unbescheiden gestellt zu haben. Aber mein innerer Kampf ist schon entschieden: Meine Wissbegierde siegt! Also bezwinge ich mich und bin wieder ganze Aufmerksamkeit. Der Weise Mann vom Dorf am Berg sieht dies und fährt fort:

„Wenn er sich an seine Absprachen mit dem Rat der Großen Weisen Lehrer im Jenseits erinnern könnte, dann könnte er vielleicht die Kraft aufbringen, sein Verhalten zu ändern. Wenn er sich an das viele Leid erinnern könnte, das er in früheren Leben durch sein Suchtverhalten schon durchlebt und auch anderen zugefügt hat, dann könnte er vielleicht die Kraft aufbringen, sein Verhalten zu ändern. Aber er erinnert sich nicht, und was das schlimmste ist: Sein Körper und sein Bewusstsein sind schon so vom Met vernebelt, dass er kaum noch einen klaren Gedanken oder gar einen festen Entschluss fassen kann.

Ich möchte dir, lieber Doaram, vier Möglichkeiten nennen, was sich nun ereignen kann.

Erstens ist es sehr wahrscheinlich, dass dieser arme Kerl im Trunke endet. Dann müssen wir mit Bedauern feststellen, dass er seine Lebensaufgabe nicht erfüllt hat. Er hat sein Leben hier verpfuscht, vertan, und noch schlimmer: Er hat auch anderen geschadet, vor allem seiner Familie. Dann muss er zurück in die jenseitige Schule, neue Pläne schmieden und alles noch einmal von vorne versuchen. Vergeudete Zeit, vergeudete Möglichkeiten!

Zweitens mag es sein, dass seine Seele so stark ist, dass sie ihn doch noch auf den rechten Pfad zurückbringt. Dazu ist das Elend, das er anrichtet, ein Hilfsmittel. Wenn es ganz schlimm kommt, wenn er krank und ausgestoßen sein wird, kann es sein, dass die Seele ihn daran erinnert, dass es auch anders möglich ist, dass es eine andere Möglichkeit gibt, sein Leben zu leben, ohne es restlos zu zerstören. Denn die unsterbliche Seele hat immer Gutes im Sinn, und manchmal gelingt es ihr, doch noch eine Wende herbeizuführen. Wenn wir aufmerksam sind im Leben, dann sind uns die schlechten Erfahrungen, die wir machen, Hinweise darauf, was wir falsch machen. Wenn wir also unsere schlechten Erfahrungen als unsere Lehrstunden ansehen und wenn wir aus dem Gelernten die nötigen Schlussfolgerungen ziehen, dann haben wir bald gewonnen.

Drittens gibt es noch einen Rettungsanker, der ist das Gewissen. Wenn wir in uns hinein hören und wenn wir sittlich noch nicht völlig heruntergekommen sind, dann gibt es dort eine Stimme, die uns sagen kann, was richtig ist und was falsch. Wenn wir also wissen, dass wir in unserem Leben eine Aufgabe haben, dass wir einen Lebensplan haben, wenn wir diese ganzen Zusammenhänge übersehen, dann können wir bei schwierigen Entscheidungen unser Gewissen fragen, auch dann, wenn wir den eigentlichen Lebensplan vergessen haben. Das Gewissen ist also so etwas wie ein Wegweiser in einem Wald, dessen Form und Größe, dessen Tiefen und Weiten wir nicht ermessen.

Viertens gibt es noch die Möglichkeit, sich an die Schule im Zwischenreich zu erinnern und sich zu erinnern, welche Aufgabe man von dort mitgebracht hat. Das ist dir widerfahren, du Glücklicher! Wir kennen keine Möglichkeit, diese Erinnerung absichtlich herbeizuführen. Große Weise und Große Zauberer haben diese Erinnerung und kennen ihren Lebensplan. Dann ist es wirklich eine freie Entscheidung, diesem Plan zu folgen oder nicht. Genauso wie es im Jenseits eine freie Entscheidung war, einen Vorschlag des Rates der Großen Weisen Lehrer anzunehmen oder abzulehnen. Man kann es schwer glauben, aber im Jenseits haben wir wirklich diese Wahlfreiheit, und es ist uns dort auch bewusst, dass wir sie haben. Das heißt also, dass wir im Jenseits viel freier sind in unseren Entscheidungen als hier, und zwar einfach deshalb, weil wir dort nicht den Trieben und der Uneinsichtigkeit eines irdischen Körpers ausgesetzt sind.“

Nach einem langen Schweigen ist der Empfang offenbar beendet. Ich weiß nicht, wie ich dem Weisen Mann danken soll. Ich stehe auf, mache eine tiefe Verbeugung und verlasse still die Hütte.

§ 14. Die Liebesschule

Eines Tages lädt mich die Alte mit der Adlernase für den nächsten Abend zu sich nach Hause ein. Ich weiß überhaupt nicht, was mich erwartet, aber ich gewöhne mich langsam an überraschende Einladungen. Am folgenden Abend ist die Alte mit der Adlernase anwesend, zudem eine Frau in mittleren Jahren mit roten Haaren, und eine andere Nachbarin. Nach einer etwas steifen Begrüßung wendet sich die Alte mit der Adlernase an mich mit den Worten:

„Mein lieber Doaram, du kommst jetzt in ein Alter, wo du etwas über die Liebe lernen solltest; ich meine die Liebe zwischen Mann und Frau. Ehe du in das Erwachsenenalter eintrittst, solltest du hierin einige Erfahrung haben, um deiner zukünftigen Frau ein guter Liebhaber und Ehemann zu sein. Junge Männer sind ohne einen entsprechenden Unterricht doch oft sehr ungeschickt.“

Es entsteht eine Pause; ich weiß nichts zu sagen und warte ab. Die Alte fährt fort:

„Es ist in unserem Volke üblich, dass eine erfahrene Frau einen jungen Mann wie dich, bevor er in die Gemeinschaft der erwachsenen Krieger aufgenommen wird, also vor der zweiten Einweihungsfeier, in die Liebe einführt. Dazu hat sich dankenswerterweise unsere liebe Freundin“ (sie weist auf die Rothaarige) „... bereit erklärt. Wenn du einverstanden bist – und ich bin sicher, du weißt diesen Dienst zu schätzen – dann könnt ihr euch zu einer der kommenden Nächte verabreden.“

Die Rothaarige hatte mich schon seit meinem Eintreten mit lüsternem Blick von oben bis unten gemustert, und ich habe den Eindruck, ihr läuft schon das Wasser im Munde zusammen, um es einmal so auszudrücken. Sie rutscht nach den Worten der Alten unruhig auf ihrem Gesäß hin und her und erwartet offenbar meine Antwort.

Mir ist heiß und kalt, ich werde rot und blass. Ich raffe all meinen Mut zusammen, stolpere hinaus und verstecke mich für drei Tage und drei Nächte im Wald. Im Schlafe sehe ich dort die rothaarige Liebeslehrerin in der Gestalt der Ehefrau Dipps' aus unserem vorvorigen gemeinsamen Leben, mit der ich ein unerlaubtes Verhältnis hatte.

*Wie ich später erfuhr, hat das ganze Dorf
über diese Geschichte herzlich gelacht.*

§ 15. Tiere und Menschen

Nach und nach wird mir klar, dass ich Fähigkeiten habe, die nicht jeder hat, und nicht jeder hat eine Reise in die andere Wirklichkeit getan. Hinzu kommt, dass mir viel Aufmerksamkeit von den Männern geschenkt wird, die ich „Die Wissenden“ nenne, so Onkel Milum, der Weise vom Dorf am Berg, die Zauberer und Heiler der verschiedenen Dörfer. (Zu dieser Zeit habe ich noch wenig Verbindung zu den Weisen Frauen, aber das soll sich bald ändern.)

Es ergibt sich, dass ich bei einem Besuch im Dorfe am Fluss von einem Großen Heiler in seine Hütte eingeladen werde. Ich darf all seine Sachen bestaunen, die er wohl für seine Heilungen benötigt, und ich frage ihn:

„Großer Heiler, du heilst mit Unterstützung der Tiere, stimmt das?“ (Ich traue mich, diese Frage zu stellen, da ich weiß, dass auch er von meinen Reisen Kenntnis hat.)

„Ja, das stimmt. Die Tiere sind meine großen Helfer.“

(Pause, und danach ...)

„Wenn ein Kranker zu mir kommt, dann muss ich wissen, welche feierliche Handlung ihm helfen kann. Da es aber so viele verschiedene Krankheiten gibt, deren Ursachen wir nicht kennen, brauche ich die Hilfe der Tiere.“

Ich bin sehr mutig und frage rundheraus:

„Wie bekommst du die Hilfe der Tiere?“

„Ich weiß, dass du selbst auf einer großen Reise warst. So kann ich dir darüber berichten. Da du noch sehr jung bist, wird es dir helfen, den Sinn des Reisens besser zu verstehen.“

Ein reisender Heiler hat die Gabe, bei Bedarf eine Reise in die andere Welt zu tun. Mit der Trommel leite ich die Reise ein; die Trommel ist mein Begleiter, der mich in die andere Welt führt. Andere reisende Heiler nehmen als Begleiter einen Trank vom Fliegenpilz, aber dabei kommt es zu Unfällen, wenn jemand zuviel davon nimmt; daher bevorzuge ich die Trommel.“

Ich selbst, Doaram, hatte meine Reise, die letztlich bei der Großen Meisterin im Berg endete, ohne eine Trommel und ohne einen Trank vom Fliegenpilz getan und verwundere mich. Doch der Heiler ist gesprächig und fährt fort:

„In der anderen Wirklichkeit begegne ich einem oder mehreren Tieren, die ein großes Wissen über das Heilen haben. Ich trage ihnen mein Anliegen vor, und wenn alles gut geht, zeigen sie mir die heilende Handlung, die ich bei dem betreffenden Kranken anwenden kann. Dann kehre ich in diese Welt zurück und vollziehe die gezeigte Handlung, zu der ich dann einige der Gegenstände, die du hier siehst, benötige. Manchmal, oder sogar ziemlich oft, muss ich aber erst hinaus in den Wald gehen, um das Benötigte, wie zum Beispiel Holz, Blätter, Kräuter, herbeizuschaffen.“

Der Heiler schaut mich an, als ob er fragen wollte, ob ich alles verstanden hätte. Ich habe eine große Zahl von Fragen, will aber auch nicht unbescheiden sein und wage es, mich vorsichtig zu erkundigen:

„Welche Tiere haben dieses Wissen?“

„Es sind vor allem kleine Vögel, die in der Heilkunst Bescheid wissen. – Wenn ich in die andere Welt gegangen bin, begrüßt mich dort das Tier, das ich selber bin, nämlich der Biber. Wir geben unserer Freude Ausdruck, uns wiederzusehen, und dann erläutere ich dem Biber mein Anliegen. Er geleitet mich dann zu dem Vogel, etwa zu einem Zaunkönig, der in diesem Falle Bescheid weiß. Dieser führt mir dann die Handlungen vor, die ich im Einzelnen auszuführen habe, wobei seine ulkigen Bewegungen und das Geschrei, das er dabei veranstaltet, schon sehr zum Lachen sind. Er stellt mir bei seinen Verrenkungen und Flügelschlägen auch die Hilfsmittel vor, die benötigt werden, wie zum Beispiel Kieselsteine, Knochen, Laub, Räucherwerk, eine Rassel, den Schwanz eines Fuchses und so weiter.“

„Wirst du immer heilen können?“

„Nicht ich heile, sondern die guten Geister tun es. Aber es gibt Krankheiten, die nicht geheilt werden können. Manchmal muss eine Krankheit durchgestanden werden, weil sie uns etwas lehrt; in einem anderen Falle wird jemand sie behalten müssen bis an sein Lebensende, oder die Krankheit führt rasch zum Tode, wenn es nicht zu verhindern ist.“

„Weißt du das im Vorhinein?“

„Ja. Das sagt mir eine innere Eingebung. Oder, wenn ich die nicht habe, sagt es mir der Biber. Oder der Vogel spricht sehr streng mit mir und erklärt mir die Sache. So werde ich daran gehindert, eine Heilung zu versuchen, wenn sie nicht möglich ist.“

„Wenn du also eine Heilung versuchst, dann wird sie immer erfolgreich sein?“

„Ja. Und die Menschen wissen das. Ein Heiler, der nicht heilt, ist kein Heiler. Manchmal muss ich einen Bittsteller fortschicken, weil eine Heilung aus diesem oder jenem Grunde nicht möglich ist. Das wird dann von den Menschen angenommen, da sie wissen, dass durch mich Heilung geschehen kann, wenn sie erlaubt ist.“

„Was ist der Unterschied zwischen einem Heiler und einem Zauberer?“ will ich wissen.

„Ein Heiler heilt einzelne Menschen und manchmal auch Tiere oder Pflanzen durch seine heilende Arbeit, wobei er stets die guten Geister um ihre Hilfe bittet. Ein Zauberer kann etwas Allgemeineres bewirken, das allen Menschen zugute kommt, wie zum Beispiel Regen machen, wenn es im Sommer sehr lange Zeit trocken war, oder den Blitzschlag fernhalten oder eine Krankheit vom ganzen Dorfe fernhalten. Es gibt aber Zauberer, die auch einzelne Wesen heilen können, und es gibt auch Heiler, die ein wenig

zaubern können. Oft sind beide Fähigkeiten in gewissem Maße in einem Menschen vereinigt, bei einem etwas mehr von dem einen, beim andern etwas mehr von dem anderen.“

„Kann ein Regenschmacher immer Regen machen, wann er will?“

„Nein. Ein Regenschmacher kann nur dann Regen machen, wenn das Land sehr trocken ist und wenn Pflanzen und Tiere und Menschen dürsten. Er weiß es, wann der richtige Zeitpunkt gekommen ist. Wenn er versuchen würde, zur Unzeit Regen zu machen, dann würde er keinen Erfolg haben, und er würde seine Macht verlieren. Wenn seine Zauberkunst aber gebraucht wird, dann muss er es tun; dann wird es Regen geben, und die Welt wird wieder ins Gleichgewicht kommen. Regnen und Regen machen sind wie die Henne und das Ei; sie sind wie zwei Seiten derselben Münze.“

Ich wusste nicht, was eine Münze ist. Mir war jetzt aber eine andere Frage wichtiger:

„Welche Tiere haben welche besonderen Fähigkeiten?“

„Das Tier, das ich selber bin, ist stets an meiner Seite und hilft mir in allen Lebenslagen. Mein Biber begrüßt mich, wenn ich in die andere Welt gehe, und führt mich an den Ort, wo ich die Heilmittel bekomme, die ich brauche. Er ist aber auch in dieser gewöhnlichen Welt hier bei mir. Manchmal besucht er mich in meiner Hütte, und wir fühlen uns miteinander wohl. Manchmal bringt er seine Frau und seine Kindlein mit und stellt sie mir stolz vor. Ein andermal gibt er mir zum Beispiel Ratschläge, wie ich meine Hütte besser gegen den Regen schützen kann.“ –

Bei dieser Schilderung fällt mir ein, dass manchmal nachts eine Eule auf unserem Dach sitzt, was sehr ungewöhnlich ist, da diese Art von Eulen die Nähe der Menschen meiden. Einmal saß sie sogar in unserem Haus im Gebälk über meinem Bett. Ich war so verduzt, dass ich sie nur anstarren konnte, und sie blickte mich mit ihrem durchdringenden Blick in ihrer allwissenden Gelassenheit ebenfalls an. Dann öffnete ich das Fenster, und die Eule flog davon. –

Der Heiler fährt fort:

„Kleine Vögel haben, wie gesagt, ein großes Wissen über Krankheiten und über das Gesundwerden. Andere Tiere sind dazu da, uns rasch von einem Ort zu einem anderen zu bringen, denn die Wege in der anderen Welt sind oft weit. So können uns die Tümmeler im Wasser mitnehmen, oder die Schwäne können uns auf dem See befördern, oder der Adler kann uns durch die Lüfte tragen.

Andere Tiere haben große Kraft, wie zum Beispiel der Bär oder der Löwe, und auch ein Tier, das es hier bei uns nicht gibt, welches Elefant heißt. Wieder andere Tiere besitzen große Weisheit, und man kann sie nach etwas fragen, wenn man die Welt nicht versteht. Zu diesen zählen der Adler und auch der Elefant, den ich schon erwähnte.“

„Wie kann es sein, dass die Tiere so vieles wissen und so vieles können und uns so sehr helfen, dass sie doch oft so grausam sind und andere Tiere jagen und fressen und manchmal auch uns Menschen anfallen und töten?“

„Die Tiere sind eigentlich zwei Wesen in einem. Das eine Wesen ist die unsterbliche Seele des Tieres, welche große Weisheit und Güte besitzt. Diese unsterbliche Seele ist dem Menschen in Liebe zugetan und hilft ihm, wo sie nur kann. Wir begegnen ihr in ihrer reinen Form auf unserer Reise in die andere Welt. Das andere Wesen ist das sterbliche Tier, das geboren wird, lebt und stirbt. Dieses andere, irdische Wesen lebt durch seine Triebe, körperlichen Bedürfnisse, Gefühle und Sinneseindrücke. Diese beiden Wesen, die in einem Tier vereinigt sind, müssen nun sehen, wie sie miteinander zurechtkommen. Hier auf dieser Welt gewinnen oft die Triebe die Oberhand, was zu Verhaltensweisen führen kann, die in unseren menschlichen Augen gewalttätig und grausam erscheinen. Doch müssen die Raubtiere andere Tiere anfallen, um sich auf ihre Art zu ernähren. In der Weisheit der Welt hat alles doch seine Richtigkeit, auch wenn wir es nicht immer verstehen.“

„Und wie ist das bei uns Menschen mit den zwei Anteilen?“

„Wir sind auch zwei Wesen in einem, doch, genauer gesagt, sind wir drei. Einmal die unsterbliche Seele, dann der Körper, der dem Tiere gleicht, und schließlich noch der Verstand, den die Tiere nicht haben. Hierzu gehört auch die Voraussicht. Der Verstand ermöglicht es uns, Zusammenhänge zu verstehen, die dem Tiere verborgen sind. Er ermöglicht es uns auch, über Geburt und Tod nachzudenken; er ermöglicht uns, den Lauf der Gestirne zu kennen, aber er ermöglicht uns auch, eine immer vorhandene, dumpfe Angst vor dem Tode zu haben. Er ermöglicht uns, Werkzeuge zu erfinden, und er ermöglicht uns, unsere Umwelt so zu gestalten, wie wir sie gerne haben möchten. Das bringt aber die Gefahr mit sich, dass wir des Guten zuviel tun und zu viele Bäume fällen, zu viele Tiere töten und ein Ungleichgewicht in die Natur bringen. Unser Verstand bringt aber auch die Gefahr mit sich, dass wir eitel und überheblich werden und glauben, uns über die Natur erheben zu können. Daher bringt es der Verstand mit sich, dass wir eine große Verantwortung tragen für die Welt, in der wir leben, eine Verantwortung, die die Tiere nicht haben, da es ihnen an Verstand mangelt. Jedoch haben sie ein reicheres Gefühlsleben als wir Menschen; deshalb müssen wir die Tiere hegen und pflegen, so gut es nur geht.“

Ich frage:

„Wie kann es sein, dass jemand zugleich ein Mensch ist und zugleich ein Tier, zum Beispiel eine Eule?“

„Du bist sie, du bist sie“, ruft der Weise aus, „du bist die Eule! Das ist deine reine Form! Ohne Falsch, doch mit der Gabe, in die Vergangenheit und in die Zukunft zu schauen. Nutze diese Gabe mit großer Umsicht!“

16. Mein neuer Schild

In jedem Jahr zur Sommersonnenwende findet in einem der Dörfer unserer Nachbarschaft ein Wettkampf statt, bei dem die besten Kämpfer paarweise gegeneinander antreten. Meist ist von vornherein klar, welcher Kämpfer etwas wieder gut zu machen oder um Verzeihung zu bitten hat. Es war vielleicht vorgekommen, dass der eine dem anderen nicht zur Hilfe geeilt war, als dieser ein neues Steinmesser brauchte, um seine Büsche zu schneiden. Dieses ist ein sehr einfaches Beispiel. Aber es mag auch sein, dass einer von einer jungen Frau den Vorzug bekommen hat, obwohl auch der andere ein Auge auf sie geworfen hatte. Oder es mag sein, dass einer seine neue Hütte dorthin bauen durfte, wo der andere auch gerne seine Hütte gebaut hätte. Dieses sind schon ernstere Zwiste, die unbedingt einer Aussöhnung bedürfen. Dann treten die beiden Betroffenen zum Kampfe gegeneinander an. Oft sind die beiden Kämpfer aus demselben Dorfe.

Oder es hat jemand gegen die Regeln der Gemeinschaft verstoßen. So zum Beispiel mag es sein, dass einer auf der Jagd versehentlich oder auch leichtsinnig ein Tier erlegt hat, welches nicht gejagt werden durfte. Oder einer hat beim Unkrautjäten Kräuter herausgerissen und untergegraben, die die Heilerinnen benötigen. Ganz zu schweigen davon, dass einer dem anderen etwas fortgenommen hat, was diesem zugehörte. Solches kommt aber nur sehr selten und nur bei einer Verwirrung des Geistes vor.

Wenn jemand in diesem Sinne gegen die Regeln der Gemeinschaft verstoßen hat, dann wird ihm von den Ältesten des betreffenden Dorfes ein Kampfespartner zugeteilt, der in einem tadellosen Rufe steht.

In wieder einem anderen Falle kann es sein, dass zwei Dörfer über etwas uneins sind, etwa über die Erlaubnis, wann wo gejagt werden darf. Alsdann benennt jedes der beiden Dörfer einen seiner besten Kämpfer, um den Streit zu schlichten.

Die Kampfesregeln entsprechen in jedem Jahr denen des Dorfes, in welchem die Kämpfe ausgetragen werden. Diese Regeln sind in den verschiedenen Dörfern durchaus unterschiedlich. So wird in meinem Dorf zum Beispiel ganz ohne Waffen gekämpft; wir nennen es Ringkampf. In dem Dorfe am Fluss hingegen wird mit Schwertern und Schilden gekämpft. So kommt es vor, dass eine Kampfesart den Kämpfern aus einem anderen Dorf ziemlich ungewohnt ist und dass sie sich in den Monaten zuvor, so gut es geht, auf dieses Ungewohnte vorbereiten.

Der Wettkampf zwischen zwei Gegnern verläuft in zwei Runden wie folgt: In der ersten Runde verliert der Kämpfer, der etwas auf dem Kerbholz hat. Die Kämpfe werden recht kunstvoll ausgetragen: Obwohl niemand verletzt werden darf, muss alles den Anschein erwecken, als sei es den Kämpfern richtig ernst (und in gewissem Sinne ist es das auch), aber das Ziel ist die Versöhnung und nicht der Sieg. Mit dem Verlust der ersten Runde hat der Unterlegene seine falsche Handlung eingestanden und abgegolten. In der

zweiten Runde verliert der Kämpfer, der den anderen herausgefordert hat, und zwar um zu zeigen, dass die Missetat vergeben ist und dass er, der Herausforderer, sich nicht über den anderen erheben will.

Wenn alle Kämpfe beendet sind, mündet die Zusammenkunft in ein großes Fest, bei dem alle Anwesenden die Kämpfer zu ihrer Tapferkeit und zu ihrer Kampfeskunst beglückwünschen. Dabei schwingt auch der Stolz der Kämpfer mit, ihr eigenes Dorf würdig vertreten zu haben. Auf vielen Ebenen ist der Friede innerhalb der Dörfer und zwischen den Dörfern wiederhergestellt. Der große Wettkampf ist eines unserer wichtigsten Feste.

Ich erzähle diese ganze Geschichte, um verständlich zu machen, was es mit dem Waffenschmied im Dorfe am Fluss auf sich hat. In jenem Dorfe wird nämlich, wie ich schon sagte, mit Schwertern und Schilden gekämpft, und der Waffenschmied dort ist weit und breit der einzige, der solche Waffen herstellen kann.

An einem der folgenden Tage begeben sich mich zu dem Waffenschmied und bitte um seine Hilfe. Er scheint keineswegs überrascht, sondern ist sogleich bereit, mir alles zu zeigen, was zur Herstellung eines Schildes nötig ist. (Es ist ohne Frage klar, dass ich den Schild nicht in Auftrag geben kann, sondern dass ich ihn selber herstellen muss.)

Der Schmied zeigt mir einen Schild, und ich bin erstaunt, wie klein er ist. Der Schild misst etwa eine Elle im Durchmesser, und wenn man ihn an einer Schlaufe mit der Hand festhält, bedeckt er gerade einmal den Unterarm. Der Schmied führt mir vor, wie man sich mit dem Schild gegen die Schläge des Schwertes eines Gegners verteidigt. Da der Schild sehr klein und leicht ist, kann man ihn schnell in alle Richtungen bewegen und so dem Schwert entgegenhalten. Da überdies die Schwerter aus Holz sind, reicht ein so leichter Schild aus, um die Schläge abzuwehren.

(Wie ich schon schilderte, sind es ja keine ernsthaften Kämpfe, die ausgeführt werden, um den Gegner zu verletzen oder gar zu töten. Es gab wohl früher auch ernste Kämpfe zwischen Dörfern und Stämmen; es mag auch sein, dass es so etwas in anderen, entfernten Gegenden gibt, aber hier brauchen wir keine Waffen, mit denen man jemanden verletzen kann. Bei diesem Gedanken fällt mir ein, dass ich gar nicht weiß, wie groß die Welt ist und wie viele Völker es gibt.)

Ich brauche zwei Wochen, um mir meinen Schild aus Schweinhaut herzustellen. Ich nehme ihn mit nach Hause und hüte ihn wie einen Schatz. Wenn ich hinausgehe in den Wald, dann nehme ich den Schild zur Verwunderung der Menschen mit und schwinge ihn manchmal aus einer Laune heraus zur Abwehr der bösen Geister, obwohl ich noch keine bösen Geister gesehen habe. Auch habe ich das Gefühl, dass der Schild nicht nur mich, sondern auch meinen durchsichtigen Stein gegen fremde Angriffe schützt. Vielleicht werde ich den Sinn des Schildes, seine Aufgabe und

Wirkungsweise, noch einmal besser verstehen. Im Augenblick bin ich froh, dass ich die Anweisung der Meisterin im Berg befolgt habe.

Des Nachts hänge ich den Schild über meinem Kopf an die Wand. Damit schütze ich mich gegen Angriffe aus dem Norden. Man hatte mir gesagt, dass die Geister, die mich bedrohen könnten, aus dem Norden kämen.

Übrigens vergaß ich noch zu bemerken, dass der Waffenschmied auch Bögen und Pfeile der besten Art herstellt und dass ich so Gelegenheit habe, endlich an gerade Pfeile heranzukommen mit scharfen Steinspitzen. Ich will doch ein guter Jäger werden. Was die Jagd anbetrifft, verwenden wir natürlich richtige Waffen.

17. Meine geliebte Mira

Doch zurück zu dem Tage, als ich den Schild fertiggestellt habe und am späten Vormittag die Werkstatt des Waffenschmieds mit meinem neuen Schild stolz verlasse. Auf dem Wege zwischen den Häusern spricht mich eine junge Maid an und sagt:

„Was trägst du denn da, einen Schild? Es ist doch gar nicht die Zeit des Erntedanks und der Wettkämpfe! Und wo ist dein Schwert?“

„Ich ..., ich habe diesen Schild selbst gemacht und will ihn gerade nach Hause tragen.“

„Ich weiß, ich habe dich schon zweimal gesehen. Du wohnst in dem Dorfe im Wald. Du wirst hungrig sein, wo du schon so früh am Morgen in unser Dorf gekommen bist. Komm doch mit zu meinen Eltern, du kannst mit uns zu Mittag essen.“

Ich schaue mir die junge Frau genauer an. Sie hat blitzende blaue Augen und glänzend schwarzes Haar, welches sogar einen leicht blauschwarzen Schimmer hat. Und es durchfährt mich wie ein Blitz: Das ist sie, sie ist meine Lebensgefährtin, sie ist meine große Liebe!

Sie nimmt mich, lustig tänzelnd, bei der Hand und zieht mich in das Haus ihrer Eltern. Ihre Eltern begrüßen mich freundlich so, als ob sie mich erwartet hätten. Sie wissen auch meinen Namen, Doaram, und laden mich zum Essen ein. Die allgemeine Aufmerksamkeit gilt nicht nur mir, sondern auch meinem Schild, und ich versuche, so gut es geht, zu erklären, was es damit auf sich hat, ohne zuviel von meiner Reise zu erzählen. Die Frage des nicht-vorhandenen Schwertes bleibt unerwähnt.

Mira ist ziemlich ausgelassen, und ihre Eltern beobachten uns vergnügt. Ich bemühe mich, sie nicht so erstaunt, verwirrt, verliebt anzustarren, und manchmal gelingt es uns, unsere Hände zu berühren, ohne dass jemand es merkt, wie wir meinen.

Nach dem Essen sitzen wir alle noch eine Weile beisammen, und plötzlich schießen mir die Tränen in die Augen, ich werde überwältigt von Freude und

Glück und lege meinen Kopf auf Miras Schulter. Sie streichelt mein blondes Haar; es herrscht im Raume ein verständnisvolles Schweigen und ein stilles Einvernehmen.

Fortan besuche ich Mira und ihre Eltern häufig, und bisweilen kommt sie auch mit ihrem Bruder zu uns in das Dorf im Walde zu Besuch. Meine Mutter heißt sie herzlich willkommen und ist mit unserer Verbindung offensichtlich einverstanden. Auch die Bewohner beider Dörfer scheinen zuzustimmen. So schwebte ich im siebten Himmel, und Mira schwebt mit.

Unsere Liebe ist keine körperliche, so wie Ehepaare sich lieben, wenn sie Kinder zeugen wollen. Es ist eine Liebe der Seelen in dem Wissen, dass wir schon oftmals gemeinsam auf Erden gelebt haben. Und wir sind ein schönes Paar, welches vielfach Bewunderung hervorruft. Dieser Gegensatz ist aber auch zu lustig: der blonde Jüngling und die Maid mit dem blauschwarzen Haar!

Nach und nach berichte ich Mira von meinen Erlebnissen und nehme ihr das Versprechen ab, nicht mit anderen darüber zu reden. Mira ihrerseits erzählt mir von ihren Träumen und von ihren Erinnerungen an frühere Leben. Auf diese Weise lernen wir uns mit der Zeit näher kennen und verstehen. Wir teilen so manche kleinere und Größere Not. So verstärkt sich nicht nur unsere Liebe, sondern auch unsere Freundschaft.

Und es ist noch etwas. Unser beider Gefühl, dass wir schon viele Male gemeinsam auf Erden gelebt haben und auch, dass wir uns regelmäßig in den Lerngruppen zwischen den irdischen Leben getroffen haben, wird zur Gewissheit. Manchmal erscheint mir Mira im Traum, verwandelt sich in Dulgur und lehrt mich viele Geheimnisse. Mira ist Dulgur!

18. Milums Wanderung in den Süden

Seit meiner großen Schauung bin ich im Dorfe geachtet, und auch Milum behandelt mich wie einen gleichgestellten Freund. An einem Sonntag nach einer arbeitsreichen Woche herrscht eine Neigung zum Nichtstun, und Milum und ich sitzen nachmittags bei schönem Wetter auf der Wiese hinter seinem seltsamen Haus. Nach einer Weile beginnt er, mir von sich selbst zu erzählen:

„Nach meiner ersten Einweihung zum Jungmann begab ich mich auf eine Wanderung, wie es üblich ist. Ich wandte mich gen Süden, und obwohl ich in jedem Dorfe freundlich aufgenommen wurde, verharrte ich nirgendwo länger als eine oder zwei Nächte, denn es zog mich wie von Geisterhand immer weiter, immer weiter nach Süden.

Die Landschaften veränderten sich, die Menschen sprachen zunehmend unverständliche Sprachen, die Berge wurden höher, die Täler tiefer, der Wind rauher, Eis und Schnee. Dann nach schwierigen Pfaden durch die

Berge schließlich sanftere Täler und Auen, mehr und mehr Sonnenschein, herrlicher Sommer, reife Früchte an den Bäumen, helle Farben überall, liebliche Seen, Wärme, Wohlgefühl.

Nach langer Wanderung gelangte ich zu einem Dorfe namens Tulio, von dem mir mein Gefühl sagte, dass es das Ziel meiner Reise sei. Auch hier nahmen mich die Menschen freundlich auf, obwohl dieser Mann aus dem finsternen Norden ihnen auch etwas Angst und Unbehagen machte.

Ich lernte rasch ein paar Worte der Sprache dieses Volkes, die stets wie ein schöner Gesang klingt. Um nicht unnütz zu sein, verdingte ich mich sogleich als Arbeiter auf dem Felde. Denn man lebt dort zu einem guten Teil vom Anbau von Getreide auf Feldern. Du musst dir vorstellen, sie haben dort Gräser, die in den Ähren sehr viel mehr Körner tragen als bei uns, und die Körner sind Größer als bei uns. Sie nennen diese Gräser Getreide. Nachdem man das Getreide im Sommer geerntet hat, indem man es abschneidet, wird mit Stöcken so lange darauf eingeschlagen, bis die Körner herausfallen. Die Körner werden dann später zerstampft, und es entsteht Mehl, aus welchem dann, mit Wasser vermischt, Fladen gemacht und auf heißen Steinen gebacken werden. So, jetzt weißt du auch, was ein Fladen ist.

Die Fladen schmecken sehr gut und sind nahrhaft, und man isst sie jeden Tag. Außerdem gibt es noch Gemüse aus dem Garten, etwa so wie bei uns, und auch etwas Fleisch, aber weniger als bei uns, denn es gibt weniger Wälder, in denen man jagen kann. Da ich ein guter Jäger bin, nahm man mich auch mit auf die Jagd. Auf dem Felde war ich stets fleißig und daher gut gelitten im Dorfe, obwohl ich den Menschen immer auch ein wenig unheimlich blieb.

Einmal durfte ich mitgehen in die Stadt. Eine Stadt ist etwa wie ein großes Dorf; die Wege sind breit, sehr sauber und eben und heißen Straßen, auf denen immer viele Menschen hin- und herlaufen. Da wenig Platz für Häuser ist, bauen sie oft zwei Häuser übereinander. Warum die Menschen eigentlich in der Stadt leben, ist mir nicht klar geworden, aber jedenfalls gehen sie nicht in den Garten oder aufs Feld, um dort zu arbeiten, und die Stadtbewohner gehen auch nicht auf die Jagd.

Insgesamt leben in jener Gegend mehr Menschen als bei uns, und sie sind geschäftiger, als wir es sind, aber nicht glücklicher. Im Gegenteil, sie sind oft mürrisch, arbeiten viel zuviel und sind ständig darauf aus, Geld zu verdienen. Geld, das muss ich dir erklären. Hier habe ich eine Münze aus jenem Lande. Solche Münzen gibt es viele, Größere und kleinere. Diese Münzen kann man gegen alles tauschen: Du bekommst Holz dafür oder Fleisch, Gemüse oder Salat, Steine zum Häuserbau oder Kleider. Man tauscht Münzen auch gegen Arbeit. Wenn ich auf dem Felde arbeitete, bekam ich dafür Münzen, die ich wiederum gegen etwas anderes eintauschen konnte, zum Beispiel Schuhe. Münzen sind das Tauschmittel für alles. Da man Münzen auch ansammeln kann, wollen die meisten Menschen viele Münzen haben. Jemand, der viele Münzen hat, der gilt als reich, und ein jeder

möchte reich sein. Der Inbegriff aller Münzen ist Geld. Und wer viel Geld hat, ist reich. Aber glaube mir: Die Reichen sind nicht glücklich.

Die Menschen dort haben die Verbindung zur Natur verloren. Zum Beispiel die Menschen in der Stadt: Sie gehen nie hinaus in den Wald oder an den Fluss oder auf den Berg. Sie sind daher ganz blass, obwohl in jenem Lande die Sonne viel öfter scheint als bei uns. Nur die Menschen, die in den kleinen Dörfern leben und auf den Feldern arbeiten, haben eine gesunde Hautfarbe, aber sie sind nicht reich.

Auch haben die Menschen die Verbindung zu den Naturgeistern verloren. Sie wissen gar nicht mehr, was Elfen sind und Zwerge, was Gnome sind und Trolle, was Nixen sind und Feen. Auch wissen sie nicht mehr, dass jeder Baum, jede Pflanze, jedes Tier eine Seele hat und dass die Seelen der Bäume, Pflanzen und Tiere eine viel Größere Weisheit besitzen als wir Menschen. Je unähnlicher unsere Brüder und Schwestern uns sind, um so länger gibt es sie schon auf der Erde und um so weiser sind sie, das heißt, die Bäume besitzen eine noch Größere Weisheit als die Tiere.

Anstelle der Kenntnis der Naturgeister und der Kenntnis der Seelen der Pflanzen und Tiere glauben sie an Götter, das sind menschenähnliche Wesen mit enormen Fähigkeiten und Kräften. Obwohl noch nie jemand einen dieser Götter gesehen hat, werden sie überall in Form von Figuren aus Stein aufgestellt, so dass jedermann sie jederzeit anschauen kann, jedenfalls in dieser steinernen Gestalt.

Ich glaube nicht, dass es die Götter wirklich gibt. Auch gab mir zu denken, dass dem Vernehmen nach die Völker in noch weiter südlich gelegenen Ländern ganz andere Götter haben. Mir kommt es so vor, als ob die Götter der Einbildungskraft der Menschen entspringen. Merkwürdig ist allerdings, dass die Gebete, die die Menschen an diese Götter richten, manchmal durchaus Hilfe bringen. Das ist etwas, was ich nicht gut verstehe. Ich habe schon einmal gedacht: Wenn man sich diese Götter nur lange genug vorstellt und wenn alle Menschen in einem Lande sich die gleichen Götter lange genug vorstellen, dann fangen diese Götter an, lebendig zu werden und die Gebete der Menschen zu erhören.“

Es ist wohl das erste Mal, dass Milum jemandem von seiner Reise erzählt. Meine Geduld, zuzuhören, ist unbegrenzt. Milum weiß das und fährt daher fort:

„In der Stadt traf ich einen Mann, der Lesen und Schreiben konnte. Das ist etwas sehr Merkwürdiges! Man kritzelt mit einer Gänsefeder auf etwas, was sie Pergament nennen und was so ist wie sehr feine, harte Haut. Die Gänsefeder taucht man in eine schwarze Flüssigkeit, die sie Tinte nennen, und es entstehen auf dem Pergament kleine Figuren, die sie Buchstaben nennen. Das nennen sie Schreiben. Wenn man etwas aufgeschrieben hat und hat es dann vergessen, dann kann man es später lesen, wie sie sagen, das heißt, wenn man auf das Pergament schaut, dann fällt es einem wieder ein,

und man kann es sogar aussprechen. Noch merkwürdiger ist, dass auch jemand anderes das Geschriebene lesen kann, sofern er des Lesens kundig ist. Wenn du also etwas auf Pergament schreibst und das Pergament durch einen Boten in eine andere Stadt bringen lässt, dann kann dort ein des Lesens Kundiger wissen, was du geschrieben hast und was du ihm mitteilen möchtest. Ich habe aber nur die eine Stadt gesehen, von der ich dir erzählte; von anderen, ferner gelegenen Städten weiß ich nur vom Hörensagen.

Leider konnte ich keinen Unterricht im Schreiben und Lesen nehmen, da ich auf dem Felde arbeiten musste. Außerdem hätte ich für den Unterricht viele Münzen hergeben müssen, die ich nicht hatte.“

— — —

Es ist schon spät geworden: Die Sonne verschwindet hinter den Bäumen, und es wird kühl. Milum sagt:

„Es ist spät, und ich bin ein wenig müde. Ich werde dir ein andermal erzählen, warum es mich so sehr nach Süden und an jenen Ort zog; warum ich nicht für immer dort geblieben bin und warum ich den beschwerlichen Weg hierher zurück auf mich genommen habe. Beinahe wäre ich dabei umgekommen. Für heute mag es aber genug sein, und ich wünsche dir eine gute Nacht.“

Ich bedanke mich bei Milum auf das herzlichste und gehe nach Hause. In den folgenden Nächten schreibe ich und schreibe ich in meinen Träumen auf Pergament und lese und lese.

Tags denke ich darüber nach, und es ist mir klar, dass ich keine Ahnung habe, wie man schreibt und wie man liest. Aber eines ist ganz sicher: Eines Tages werde ich schreiben und lesen können, und es wird das Wichtigste in meinem Leben sein. Und ich werde alles, was ich erlebt habe, aufschreiben, damit es für immer erhalten bleibt.

— — —

19. Das Geschenk der Heilerinnen – *Phytotherapie und Homöopathie* –

Es geschieht, dass mich die erfahrenste Heilerin unseres Dorfes zum nächsten Tage in ihr Haus einlädt. Ich weiß überhaupt nicht, was mich erwartet. Eine solche Einladung ist sehr ungewöhnlich. Ich bade vorher im Bach und ziehe meine besten Sachen an. Als Geschenk bringe ich Blumenzwiebeln mit.

Zur gewünschten Zeit bin ich pünktlich zur Stelle. Ich werde hereingebeeten und warte, bis mir ein Platz gezeigt wird, wo ich mich hinsetzen soll. Es sind zwei weitere Frauen anwesend, die mir als Heilerinnen aus den beiden nächsten Nachbardörfern vorgestellt werden. Beide hatte ich schon gesehen, aber nur von einer wusste ich bereits, dass sie eine Heilerin ist. Der Ehemann des Hauses und die beiden Söhne sind nicht anwesend. Es wird Tee gereicht. Die Stimmung ist für mich sehr fremd; irgendwie fühlt es sich so an, als sei ich in das Reich der Frauen eingedrungen. Doch die Frauen blicken mich sehr freundlich an.

Die Heilerin aus unserem Dorfe beginnt ein Gespräch mit den Worten:

„Doaram, du bist uns willkommen. Wie wir erfahren haben, warst du in einer anderen Welt und hast die Fähigkeit erlangt, in die Vergangenheit und in die Zukunft zu schauen. Auch wir pflegen zu reisen, und zwar in die Welt der Engel, der Elfen, der Zwerge und vor allem in die Welt der Seelen der Pflanzen und der Steine. Dies tun wir, um Hilfe zu erlangen, wenn unsere Kunst des Heilens vonnöten ist, und um die richtige Arznei zu finden für unsere Kranken. Auch die Männer, die Heiler sind, und die Zauberer reisen aus ähnlichen Beweggründen. Wir alle tun dies, um anderen Menschen zu helfen.

Wir Heilerinnen, Heiler und Zauberer, wir Reisende, bilden eine geistige Gemeinschaft, und manchmal treffen sich die Erfahrensten von uns im Stillen, ohne viel Aufhebens. Deine besondere Gabe ist die des Sehens; du bist auch ein Reisender: Sei uns willkommen in unserer Gemeinschaft!

Bitte erzähle uns von deiner Reise in eine andere Welt.“

Ich fühle mich sehr geehrt und angenommen. Mit Eifer berichte ich von meinem Erlebnis mit dem Bären, der mich zerfetzte, von dem Moos, der Eule und von der Meisterin im Berg. Da ich das Gefühl habe, dass alles auf große Aufmerksamkeit stößt, nehme ich mir die Zeit, alle Einzelheiten ausführlich darzulegen. Die Frauen folgen meiner Darstellung mit lebhaften Gesten, Gebärden und Zwischenrufen. Was bewegt sie so sehr?

Als ich geendet habe, sagt eine der Frauen aus einem Nachbardorf:

„Doaram, wir danken dir für deine ausführliche Schilderung. Es ist für uns eine große Freude, einen so begabten Reisenden in unserer Mitte zu wissen. Bitte fühle dich uns zugehörig. Du solltest einiges über unsere Arbeit erfahren.“

Und die Frau aus dem anderen Nachbardorf beginnt:

„Männer als Heiler und Frauen als Heilerinnen haben etwas unterschiedliche Aufgaben. Wir Frauen sind für das Heilen mit Kräutern und mit Stoffen der Erde zuständig. Darüber haben wir gute Kenntnisse, die sich seit vielen Menschenaltern angesammelt haben. Wenn aber in einem besonderen Falle die überlieferten Kenntnisse nicht ausreichen, dann gehen wir in unserer Vorstellung in das Reich der Pflanzen und der Steine, bitten um Hilfe und suchen das geeignete Kraut oder das geeignete Gestein.

Zudem arbeiten wir mit den Naturwesen zusammen, mit den Elfen und Zwergen. Wir kennen sie gut, und sie sind uns wohlgesonnen. Sie freuen sich sehr, wenn wir Menschen mit der Natur sorgsam und pfleglich umgehen, und da sie wissen, dass besonders wir Heilerinnen immer auf die Natur achtgeben, helfen sie gerne, uns und auch denen, die unseren Beistand brauchen.

Schließlich sind wir für alles zuständig, was mit Befruchtung, Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit zu tun hat. Da haben die Männer gar nichts zu

suchen“ (und lächelnd:) „... außer dass sie bei der Zeugung kurz dabei sein dürfen. Wir sind die Hebammen des Volkes. Wir haben Einblicke und ein Wissen, welches den Männern verborgen ist. Hinzu kommen natürlich noch Erfahrung und Geschicklichkeit, einem Neugeborenen auf die Welt zu helfen, ohne dass Mutter oder Kind Schaden nehmen.

Eine sehr wichtige Aufgabe ist es für uns, dafür zu sorgen, dass unser Volk sich nicht zu sehr vermehrt. Wie du sicher weißt, dürfen wir nicht zu viele werden. Denn zu viele Menschen in einer Gegend schaden der Natur. Sie schlagen zu viele Bäume, sie jagen zu viele Tiere, kurz, sie stören und zerstören das Gleichgewicht in Wald und Flur.

Wir Menschen bilden eine Gemeinschaft mit den Tieren, mit den Pflanzen, mit den Wäldern und mit den Flüssen. Auf Grund unseres Verstandes und unserer Fertigkeiten tragen wir Menschen eine besondere Verantwortung für uns selbst und für alles, was uns umgibt.

Wir Heilerinnen sind dafür zuständig, dass die Zahl der Menschen in unserem Gebiet eine gewisse Grenze nicht überschreitet. Dafür kennen wir geeignete Kräuter, und alle Frauen helfen bei dieser heiklen Aufgabe mit. Außerdem kennen wir die Tage der Fruchtbarkeit einer Frau, und wie du sicher weißt, hängt das eng mit dem Mond zusammen. Und schließlich soll eine einzelne Frau nicht zu viele Kinder bekommen, denn es schadet ihrer Gesundheit und dem Wohlergehen der ganzen Familie.“

Es entsteht eine Pause, und es drängt mich, nicht gut passend zu dem zuletzt Gesagten, zu fragen:

„Für bestimmte Krankheiten gibt es bestimmte Kräuter, und ihr wisst diese zu finden und zuzubereiten. Was ist es an einem Kraut, das heilt; wieso hilft genau dieses Kraut diesem Menschen in diesem besonderen Falle?“

Das ist das Stichwort für die Heilerin aus unserem Dorfe, denn sie ist als die Forscherin bekannt:

„Zum einen sind in einem Kraut gewisse Stoffe enthalten, die eine Wirkung hervorrufen. So enthält das eine Kraut bittere Stoffe, das andere süße, das nächste giftige und ein viertes abführende. Das eine Kraut enthält Stoffe, die Fieber erzeugen, aber wenn das Fieber lebensbedrohlich wird, dann braucht man ein anderes Kraut, welches das Fieber senkt.

Es wirken also einerseits die Stoffe, die in einem Kraut enthalten sind. In gewisser Masse kann man diese Stoffe schon an der Farbe des Krauts, an seinem Geschmack oder an seinem Geruch erkennen. Andererseits ist es aber der Geist der Pflanze, der heilt, und das ist der wichtigere Teil. Wir Menschen leben in einer engen Gemeinschaft mit allen Pflanzen und Tieren. Für uns Menschen ist es wichtig, dass es den Sperling gibt und den Kauz, dass es den Hirsch gibt und den Hasen. Ebenso wichtig ist es für uns, dass es die Eiche gibt und die Buche, dass es das Schöllkraut gibt ebenso wie die Rose, dass es die Rübe gibt ebenso wie das Gras.

Wenn nun eines dieser Tiere oder eine dieser Pflanzen fehlt, dann ist es so, als wenn in einer Familie der Vater fehlt oder die Mutter oder eines der Kinder. Die Vollständigkeit ist gestört, an die Stelle von Liebe und Freude treten Trauer und Verzweiflung. So ist es auch mit unserem Zusammenleben mit allen lebenden Wesen, die uns umgeben. Deshalb ist es so wichtig, dass die ganze Gemeinschaft aller Lebewesen einschließlich des Menschen gehegt und gepflegt wird.“

Ich höre, bildlich gesprochen, mit offenen Ohren und mit offenem Munde zu und wünsche mir nichts sehnlicher, als dass die Heilerin fortfahren möge. Und so geschieht es:

„Es kann aber auch sein, dass bei insgesamt gesunder Lebensgemeinschaft ein einzelner Mensch seine Verbindung zu einer einzelnen Pflanze verloren hat oder dass er mit ihr in Missklang gekommen ist. Dann können wir dies erkennen und die Pflanze bitten, zu verzeihen und dem Menschen beizustehen. Da Pflanzen eine unvorstellbar große Seele haben, sind sie sogleich bereit, zu vergeben und zu helfen. Um nun die Versöhnung zu vollziehen, ist es die innigste Art, die man sich vorstellen kann, dass der Mensch ein Stück der Pflanze oder einen Aufguss oder einen Auszug zu sich nimmt. Das ist so wie die Vereinigung zwischen einem Mann und einer Frau in wahrer Liebe.

Dabei kommt es nicht auf die Menge an. Die seelische Verbindung zwischen zwei geistigen Wesenheiten, zwischen der Pflanze und dem Menschen, ist nicht eine Frage der Menge von etwas, sondern ist eine Frage der Herzenswünsche und des gegenseitigen Vertrauens. Ja, es ist noch nicht einmal notwendig, dass der Sud oder der Auszug der Pflanze eingenommen wird; er kann auch äußerlich aufgetragen werden, oder die Pflanze kann in einem Tagtraum gesehen, begrüßt und um Hilfe gebeten werden. Wenn der Kranke das nicht selber tun will oder kann, dann kann es auch die Heilerin für ihn tun, denn sie ist auch eine Seherin.“

Es tritt eine Pause ein, und ich bin unendlich dankbar für das Gehörte. Dennoch: Wer mich kennt, der weiß, dass ich gleich noch eine weitere Frage habe. Ohne dass ich diese selbst in Worte fassen muss, beantwortet unsere Forscherin diese, mir zuvorkommend, wie folgt:

„Gut, gut! Du hast Recht. Das, was ich zuletzt ausführte, trifft nur auf die geistige Verbindung zwischen Mensch und Pflanze zu. Wenn es um die eingangs erwähnten Stoffe geht, die in der Pflanze enthalten sind, dann spielt die Menge eine wichtige Rolle. Gibt man zu wenig, dann hilft es nicht; gibt man zu viel, dann schadet es mehr, als es nützt. Lass mich ein einfaches Beispiel nennen: In anderen Stämmen hinter dem Fluss nehmen die Zauberer, um in die geistige Welt zu reisen, ein Stück vom Fliegenpilz. Nehmen sie die richtige Menge, dann erleben sie die schönsten Bilder und Klänge. Nehmen sie aber zu viel, dann werden sie todkrank oder sterben

sogar. Ein anderes Beispiel ist der Fingerhut: Er ist sehr hilfreich bei Herzbeschwerden, aber zu viel davon genommen, ist er sehr gefährlich. Daher versuche ich zuerst einmal bei einem Herzkranken, eine geistige Verbindung zum Fingerhut aufzunehmen und schon so seine Hilfe zu erlangen, oder ich gebe eine starke Verdünnung des Suds äußerlich auf die Haut über dem Herzen des Kranken.

Sehr erstaunlich ist es, dass auch Gifte heilen können. Auch hier gilt der Satz: »Das Schlechte bringt das Gute hervor.« Im Falle der Heilung mit Pflanzen allerdings trifft das nur bei der Anwendung im rechten Masse zu. Bei der Heilung mit der Seele der Pflanze spielt die Menge keine Rolle, denn eine Seele kann man nicht wiegen.

Das Zusammenspiel zwischen geistigem Anteil und stofflichem Anteil bei der Heilung mit Pflanzen ist nicht leicht abzuschätzen. Doch wir haben ein wunderbares Mittel, um uns Klarheit zu verschaffen, wie wir im einzelnen Falle vorgehen müssen: Wir nehmen geistige Verbindung auf zu der Pflanze, die wir ins Auge gefasst haben, und fragen sie, ob sie uns helfen will und wie sie angewendet werden möchte. Das ist der Weg der echten Heilerinnen, und in aller Bescheidenheit und mit ein klein wenig Stolz darf ich sagen, dass wir diesen Weg beschreiten.“

(Sie schaut sich zu den beiden anderen Frauen um, welche zustimmend nicken.)

„Es ist ein lebenslanges Lernen, und wir geben unser Wissen an unsere Töchter weiter. Es ist auch sehr wichtig, die Pflanzen als lebendige Lebewesen gut zu kennen. Deshalb ziehen wir einige der wichtigsten Heilpflanzen in unseren Gärten, um täglichen Umgang mit ihnen zu haben, um ihre Geburt, ihre Reife und ihre Vermehrung mitzerleben. Selbstverständlich sprechen wir auch mit den Kräutern. Doch muss ich dir einschränkend sagen, dass die wild wachsenden Pflanzen, die wir oft mühsam suchen müssen, meist eine bessere Wirkung haben als die aus dem Garten.“

Es entsteht eine lange Pause. Ich bin so glücklich! Ich, der nichts von alledem weiß, im Kreise von so wissenden Frauen, die nicht nur auf viele eigene Erfahrungen zurückblicken, sondern auch auf eine lange Überlieferung. Und sie nehmen mich in die Gemeinschaft der Reisenden auf und erzählen mir so vieles von ihrer Berufung! Ich weiß überhaupt nicht, wie ich ihnen danken soll. Statt dessen bekomme ich ein Geschenk. Die Heilerin aus dem entfernteren Dorf spricht mich an:

„Lieber Doaram, wir haben für dich einen kleinen Medizinbeutel vorbereitet. Hier ist er. Er enthält einige Kräuter und einige kleine Steine, die dich vor Krankheit und Unglück schützen werden. Bitte trage diesen Beutel stets bei dir. Es ist ein Zeichen unserer Liebe.“

Überwältigt vor Freude und beschämt verabschiede ich mich mit allen Zeichen der Ehrerbietung von den Frauen.

20. Die Geschichtenerzählerin

Meine Mutter hatte uns Kindern oft Märchen erzählt, wobei zu den Märchenabenden die Kinder aus dem ganzen Dorf eingeladen waren. Wir Kinder lebten zu jener Zeit oftmals mehr in der Welt der Engel, in der Welt der Zwerge und Trolle, in der Welt der Helden und Bösewichte als in unserer Alltagswirklichkeit.

Doch nach dem Besuch bei den Heilerinnen werde ich eines Tages zum nächsten Abend in das Haupthaus eingeladen, bei welchem meine Mutter eine wichtige Rolle spielen wird. Ich hatte schon davon gehört, dass sie eine Geschichtenerzählerin unseres Volkes sei, konnte mir aber nicht viel mehr darunter vorstellen als eine Märchenerzählerin.

Zu jenem Abend wurden nur wenige Menschen ganz persönlich eingeladen. Unter den Jüngeren sind dies Mira und ich, Gair, sowie ein junger Mann und eine junge Frau aus zwei verschiedenen Nachbardörfern. Die beiden Letztgenannten waren vor einem halben Jahr in ihrer ersten Einweihungsfeier zum Jungmann und zur Jungfrau geweiht worden.

An Älteren sind anwesend: außer meiner Mutter vier Heilerinnen, mein Großvater, der sehr alt geworden ist und gestützt werden muss, der Heiler vom Dorfe am Fluss, der Weise vom Dorfe am Berg, der Waffenschmied, Milum sowie ein anderer Heiler und ein Zauberer, die ich weniger gut kenne. Außerdem ist noch ein Weiser aus einem sehr entfernt gelegenen Dorfe anwesend, der sich sehr freundlich und bescheiden verhält. Er hatte die Beschwernisse der weiten Reise auf sich genommen, doch er benimmt sich so unauffällig, dass man seine Anwesenheit fast gar nicht bemerkt. – Vor der Tür des Haupthauses werden Wachen aufgestellt, die Unerwünschten den Eintritt verwehren und jede Störung unterbinden werden.

Meine Mutter hatte sich schon seit dem Vortage auf dieses Ereignis vorbereitet, hatte nichts gegessen und sich mit den seltsamsten Salben bestrichen. Für diesen Abend hat sie besondere, festliche Kleider angelegt, die ich noch nie gesehen habe, und ist mit eindrucksvollem Schmuck behangen.

Nachdem wir alle eingetreten sind und uns gesetzt haben, nachdem die Türe geschlossen, eine Kerze entzündet und einige Zeit des Schweigens verstrichen ist, stellt Milum, offenbar als Gastgeber, die Neulinge in der Runde den anderen vor, nennt ihre Namen, ihre Eltern, sowie die Anzeichen für ihre Eignung, hier teilzunehmen. Mir fällt auf, dass er Mira nicht als Neuling vorstellt. Was bedeutet das? Hatte sie schon früher teilgenommen, ohne dass ich davon weiß? Haben doch die Frauen immer ihre unerforschlichen Geheimnisse!

Danach ergreift der Heiler vom Dorfe am Fluss das Wort und richtet es an meine Mutter:

„Hochverehrte Stammeschwester und Geschichtenerzählerin, Tochter unseres zutiefst verehrten Großvaters, Mutter unseres zu vielen Hoffnungen Anlass gebenden Sohnes Doaram, dürfen wir dich in aller Bescheidenheit und mit aller Wertschätzung bitten, uns heute von der Ankunft des Menschen auf unserer Mutter Erde zu berichten? Dieses ist gewiss lange Zeit her, doch wir wissen, dass dein untrügliches Auge auch in diese Zeit zurückblicken kann, und es wird uns eine große Ehre und eine große Freude sein, von der Ankunft des Menschen zu erfahren. Sicherlich wird dies auch zu unserem Verständnis aller Zusammenhänge dieser Welt beitragen.“

(Ich hatte noch niemals eine auch nur entfernt ähnliche Anrede für meine Mutter gehört. Sie war immer eine gute Mutter gewesen und eine Frau, die im ganzen Dorfe beliebt war, aber sie hatte niemals und in keiner Weise je eine so besondere Rolle gespielt, soweit mir bewusst war. Umso erstaunter war ich über diese einführenden Worte.)

Der Zauberer beginnt, seine Trommel zu schlagen, meine Mutter schüttelt Rassel und Glöckchen. Die einzige Kerze in der Mitte des Raumes wirft schwankende Schatten der Anwesenden ringsherum an die Wände, und es entsteht eine gespenstische Stimmung. Diejenigen, die keine Neulinge sind, brummen tiefe Laute, die eine beängstigende Schwingung des Raumes hervorrufen. Wir Neulinge brummen zögernd mit, so gut wir können.

Meine Mutter hat ihren Gesichtsausdruck völlig verändert und sieht jetzt aus wie ein Mann unbestimmbaren Alters, jedoch großer Ausdruckskraft. Sie beginnt mit folgenden Worten:

„Zu einer sehr alten Zeit taten sich im Himmel ein paar Seelen zusammen und schmiedeten einen Plan. Es war ihnen langweilig geworden in dem ewigen Einerlei, wo jeder jeden liebt, niemand vor niemandem ein Geheimnis hat, auch der kleinste Meinungsunterschied sofort mit der Zustimmung aller in das schönste Einvernehmen hinein aufgelöst wird.“

Meine Mutter spricht mit einer tiefen und zugleich singenden Stimme, wobei sie das »I« zum Beispiel in »alle« sehr kehlig ausspricht. So habe ich sie noch nie sprechen hören, und meine Verwunderung ist groß. Später erfahre ich, dass ein berühmter, allerdings vor schon längerer Zeit verstorbener Geschichtenerzähler in sie hineingefahren ist und durch sie spricht. Meine Mutter fährt fort:

„Die Seelen der kleinen Gruppe von Unzufriedenen hatten Gelegenheit gehabt, auf einen Stern hinabzuschauen, der unsere Mutter Erde ist. Dort hatten sie wunderbare Landschaften, liebliche Seen und große Meere, hohe Berge und weite Täler gesehen. Und was ihnen einen besonderen Eindruck gemacht hatte: Sie hatten eine Vielzahl von Pflanzen und Blumen und hohe Bäume gesehen und zudem eine große Zahl von Tieren aller Art, auf dem Lande große und kleine Vierbeiner, zahllose Fische im Meer und teils auffallend schöne, teils beeindruckend mächtige Vögel am Himmel. Da hatte

es sie gelüftet, dort zu sein und aufregende Dinge zu erleben, die ihnen in der jenseitigen Welt versagt blieben.

Es war diesen Seelen klar, dass sie für ein solches Abenteuer die Zustimmung des Rates der Großen Weisen benötigen würden. Doch es war ihnen auch klar, dass sie diese Zustimmung bei der sehr bewahrenden Einstellung des Rates nicht bekommen würden. Doch sie hatten einen Einfall: Einige der Seelen dieser Gruppe hatten nämlich eine gute, fast freundschaftliche Beziehung zu dem Meister des Humors, der auch ein Mitglied des Rates der Großen Weisen ist.

Unter den Großen Weisen im Jenseits gibt es:

- eine Meisterin des Verständnisses und des Mitgefühls,*
- einen Meister der weisen Voraussicht,*
- einen Meister der Selbstbeherrschung,*
- einen Meister des scharfen Verstandes,*
- eine Meisterin der Liebe zu den Pflanzen,*
- eine Meisterin der Liebe zu den Tieren,*
- eine Meisterin der Geduld,*
- eine Meisterin der Aufmerksamkeit,*
- und so weiter, und eben auch*
- einen Meister des Humors.*

Letzterer würde ihnen vielleicht helfen können. Jedenfalls wäre es ein erster Schritt zum Erfolg, wenn man ihn für ihren Plan gewinnen könnte. Und zu ihrer Überraschung fand er ihr Vorhaben lustig und lachte herzlich darüber.

Doch nachdem dieser erste Schritt erfolgreich getan war, machten einige Mitglieder der Gruppe darauf aufmerksam, dass sie alle über die Ausführung des Plans noch sehr ungenaue Vorstellungen hatten. Insbesondere war noch völlig unklar, in welcher Form und Gestalt sie dort unten auf der Erde leben wollten. Als reine Seelen dort zu sein, wäre nicht sinnvoll, denn als solche könnten sie am Leben auf der Erde nicht richtig teilnehmen. So könnten sie zum Beispiel nichts essen oder trinken, nicht jagen, kein körperliches Wohlbehagen und auch keinen körperlichen Schmerz empfinden, sie könnten von den anderen Lebewesen dort unten nicht wahrgenommen werden und so weiter. Sie blieben in dieser Lage reine Beobachter, was sie aber sowieso schon sind.

Als dieses nun eifrig besprochen wurde, erinnerten sich einige an die schönen Tiere, die sie dort unten erblickt hatten, und eine Seele sagte: »Ich möchte dort gerne als ein Papagei leben.« Eine andere Seele sagte: »Ich möchte mich dort unten als ein Reh bewegen.« Wieder eine andere Seele wollte sich wie ein Delphin fühlen, eine andere Seele wie ein Adler und so weiter.

In der jenseitigen Welt herrscht große Duldsamkeit, und so hatte niemand etwas gegen die so unterschiedlichen Wünsche einzuwenden. Doch bald kam

die Erkenntnis auf, dass man auf diese Weise als Gruppe nicht würde bestehen können, einmal, weil man sich nicht gegenseitig erkennen würde, dann, weil man sich wegen der gänzlich unterschiedlichen Lebensformen der verschiedenen Tiere nicht gegenseitig unterstützen und auch nicht an demselben Ort zusammenleben könnte, und für den Fall, dass man dort unten länger bleiben wollte, es auch ganz unmöglich wäre, sich zu vermehren, denn wie sollte zum Beispiel ein Zaunkönig Nachwuchs mit einem Karpfen bekommen?

Es musste nun also eine Lösung für folgende beiden Aufgaben gefunden werden:

Erstens sollten möglichst alle Einzelwünsche erfüllt werden, nämlich, dass der eine dieses und der andere jenes Tier sein möchte;

Zweitens müssten aber alle diese Seelen in Körper der gleichen Art schlüpfen, damit sie sich gegenseitig erkennen, an demselben Ort zusammenleben, sich gegenseitig helfen und auch gemeinsamen Nachwuchs haben könnten.

— — —

Man einigte sich darauf, zunächst die zweite Aufgabe anzugehen. Welche Art könnte es denn sein? Da kamen sehr bald die Schimpansen ins Gespräch, denn sie sind die Gescheitesten und die Erfinderischsten unter den Tieren. Man würde aber die Schimpansen, in die die Seelen eintreten würden, ein wenig abwandeln müssen, damit sie nicht mit den übrigen Schimpansen verwechselt würden. Man dachte daran, den Schimpansen einen aufrechten Gang zu verleihen und sie weniger behaart sein zu lassen.

Da man es im Himmel gewohnt war – und dies war sehr beliebt – platonische Körper¹ sowie rechtsdrehende und linksdrehende Spiralen und andere Dinge vollkommener Gestalt zu formen und zu betrachten, sollten die neuen Wesen auch besonders geschickte Hände bekommen. Dann würde man die so veränderten und von den reiselustigen Seelen bewohnten Schimpansen »Menschen« nennen.

— — —

Doch wie konnten die Seelen, wenn sie nun alle eine (etwas veränderte) Schimpansengestalt annehmen würden, zugleich ein Kolibri, ein Löwe oder ein Walfisch sein? Man wandte sich mit dieser schwierigen Frage an die Meisterin der Liebe zu den Tieren, welche mit folgenden Worten überraschte:

»Ich habe mich hierüber bereits mit der Meisterin der Verkörperung besprochen. Die Möglichkeiten der Verkörperung einer Seele sind durchaus

¹Im griechischen Originaltext heißt es:

στερεὰ Πλατώνικα = stereà Platónika = platonische Körper.

vielfältig. So ist es einer Seele zum Beispiel möglich, sich in zwei verschiedenen Körpern zu gleicher Zeit aufzuhalten. Es wäre also möglich, dass du (sie blickte zu einer der Seelen hin) zugleich ein Mensch und ein Waschbär wärest.«

»Wie kann das sein?« fragte die Seele, »Wie kann ich mich zugleich als Mensch und zugleich als Waschbär fühlen?«

»Du wärest zugleich ein Mensch und zugleich ein Waschbär, aber du würdest dich zu der einen Zeit als Mensch fühlen und zu einer anderen Zeit als Waschbär. Dein Bewusstsein könnte zwischen dem Gefühl, ein Mensch zu sein, und dem Gefühl, ein Waschbär zu sein, hin- und herwechseln.«

»Wie oft würde ich zwischen diesen beiden Wahrnehmungen hin- und herwechseln?«

»Das würde nicht sehr häufig geschehen. Es würde einerseits bisweilen von selbst geschehen ohne deinen Willen, wenn es uns nötig erscheint; wenn du aber eine gewisse Meisterschaft darin erworben hast, kannst du den Wechsel auch selbst mit deinem Willen herbeiführen mit Hilfe von Trommeln und Rasseln. Überdies würde eure Tiergestalt, da sie schon viel länger auf der Erde ihre Erfahrungen gesammelt hat, eurer Menschengestalt behilflich sein, wenn die Menschengestalt Hilfe bräuchte. «

Ohne dass die aufmuckenden Seelen es bemerkt hatten, tagte bereits der Rat der Großen Weisen, denn es war natürlich im Himmel nicht verborgen geblieben, was sich da zusammenbraute. Zunächst standen die Weisen den Absichten der Gruppe ablehnend gegenüber; als aber die Pläne im Rat im einzelnen besprochen wurden, bekam der Weise des Humors einen derartigen Lachanfall, dass er sich vor Lachen auf dem Boden kugelte. Alle mussten mitlachen, außer dem Meister der Selbstbeherrschung, der dazu eine etwas säuerliche Miene machte. Die Meisterin der Neugierde äußerte sich wie folgt:

»Wir wissen eigentlich über die Gefühle der Tiere auf Erden, über ihre Erfahrungen, die sie dort machen, über ihre Schwierigkeiten und über die Art, wie sie diese Schwierigkeiten überwinden, kaum Bescheid. Wir sind meist viel zu sehr mit uns selbst beschäftigt und mit der Lenkung und Ausbildung der Tausenden von Seelen hier im Himmel, die uns anvertraut sind. Es würde unser Weltbild ganz erheblich erweitern, wenn wir mehr über die Gefühlszustände wüssten, die man in einem irdischen Körper haben kann. Ich schlage daher vor, dass wir den Plänen dieser unbotmäßigen Gruppe zumindest versuchshalber unsere Aufmerksamkeit schenken.«

Daraufhin meldete sich der Meister des scharfen Verstandes zu Wort:

»Wenn wir schon diesen aufrührerischen Seelen unser Ohr leihen und sogar noch die Verwirklichung ihrer Wünsche erwägen, dann sollten wir bedenken, auf welche Weise wir aus ihrer Reise auf die Erde den größtmöglichen Nutzen für die All-Einheit und für alle Bewohner des Himmels ziehen können. Diesen größtmöglichen Nutzen erzielen wir nur dann, wenn die

Seelen in ihren Körpern auf Erden einen guten Verstand haben, um all die Erfahrungen, die sie dort machen, richtig zu beurteilen und im Gedächtnis zu behalten, alle Zusammenhänge dort zu begreifen, um sie uns später verständlich und wohlgeordnet berichten zu können. Es dürfte völlig klar sein, dass die Seelen dieser Umstürzler nicht nur zu ihrem eigenen Vergnügen auf die Erde reisen dürfen. Sie sollten, ja sie müssen uns von den Erfahrungen, die sie dort unten machen werden, nach ihrer Rückkunft ausführlich berichten, damit wir uns ein Bild machen und unsere Sicht der Dinge entsprechend ordnen können. Dem kommt auch ihr aufrechter Gang zugute. Denn mit den Beinen, die sie so bekommen, sind sie in der Lage, in andere Gebiete zu wandern und auf diese Weise nach und nach die ganze Erde zu erkunden. Ihr fähiger Verstand und ihre flinken Hände werden es ihnen ermöglichen, in allen Gegenden der Erde zurechtzukommen und zu überleben, denn die Lebensbedingungen an verschiedenen Stellen auf jenem Stern sind sehr unterschiedlich. Auf diese Weise erfahren wir vieles über die unterschiedlichsten Bereiche auf der Erde. «

Der Meister der Verantwortlichkeit ergänzte:

»Wenn wir diese Seelen in ihren irdischen Körpern schon mit einem gehobenen Verstand ausstatten, dann sollten sie dort auch eine gehobene Verantwortung tragen. Bei den Tieren ist es gewöhnlich so, dass sie die Verantwortung übernehmen für sich selbst, für ihren Nachwuchs, für ihre Familien und für das Leben und Überleben der Art, der sie angehören. Das ist eine sehr gute und lobenswerte Sache. Aber die Tiere übernehmen nicht die Verantwortung für ihren gesamten Lebensraum, so zum Beispiel für das Gedeihen und Weiterleben des Waldes und aller Tiere in ihm oder für das Gedeihen des Sees und aller Fische in ihm und so weiter. Dazu fehlt ihnen die Einsicht in die Zusammenhänge. Um ein sehr einfaches Beispiel zu nennen: Der Fuchs jagt so viele Hasen, wie er kann, und wenn am Ende keine Hasen mehr da sind, dann sind nicht nur diese verschwunden, sondern auch der Fuchs selbst muss sterben, weil er nichts mehr zu jagen hat.«

Und weiter, zu den anderen Ratsmitgliedern gewandt:

»Bitte seid nicht so ungeduldig: Ich weiß, dass dieses Beispiel euch zu einfach ist, aber es trifft doch den Kern der Sache und eignet sich zum Verständnis dessen, was ich sagen will. Dem Fuchs in diesem Beispiel, so schlau er auch beim Beutemachen sein mag, dem Fuchs fehlt doch der Verstand, um die vielfältigen Wechselwirkungen in seinem Lebensraum zu begreifen. «

»Da ihr nun diese aufständischen Seelen auf die Erde lassen wollt, ohne dass sie sich das geringste Verdienst erworben hätten, welches dieses rechtfertigen würde, und da ihr sie auch noch mit einem gehobenen Verstand ausstatten wollt, so sollten sie unbedingt Verantwortung für ihr Handeln auf der Erde übernehmen und über dieses Handeln nach ihrer Rückkehr in den Himmel Rechenschaft ablegen. Verantwortliches Handeln soll heißen, zum

Wohle aller Pflanzen und Tiere, zum Wohle des gesamten Lebensraums, ja zum Wohle von Mutter Erde selbst und aller ihrer Geschöpfe zu wirken. «

Der Rat wurde sich langsam der Bedeutung und der Tragweite des Planes bewusst. Man hatte sich schon zu sehr mit den Einzelheiten des Vorhabens befasst, als dass man es so ohne weiteres wieder hätte fallen lassen mögen. Auch schienen aus den verschiedenen Überlegungen heraus die Vorteile des Unternehmens zunehmend deutlicher hervor. Ja, es breitete sich unausgesprochen die Stimmung eines wohlwollenden Einverständnisses aus.

Lediglich der Meister der weisen Voraussicht hatte noch etwas einzuwenden:

»Wenn ihr diesen Seelen in ihren neu zu schaffenden menschlichen Körpern auch noch einen fähigen Verstand verleihen wollt, dann sehe ich die Möglichkeit, dass sie diesen Verstand nicht für die edlen Ziele einsetzen, die unser verehrter Ratsbruder und Meister der Verantwortlichkeit soeben genannt hat, sondern dass sie diesen Verstand für selbstsüchtige Zwecke einsetzen, für Dinge, die wir hier im Himmel längst überwunden glauben, wie zum Beispiel Eitelkeit, Besitzstreben, Macht und, nicht auszudenken: die Anwendung von Gewalt gegen ihresgleichen! Mich schaudert bei diesem Gedanken, doch könnt ihr eine solche Entwicklung völlig ausschließen? Was wisst ihr, was sie mit ihren sehr geschickten Händen alles herstellen werden? «

Die allgemeine Stimmung hatte sich aber schon zugunsten des Plans gewendet, und die warnenden Worte des Meisters der Weisen Voraussicht wurden einfach überhört.

So kam es, dass die aufmüpfigen Seelen dieser Gruppe vom Himmel auf die Erde geschickt wurden, um hier als Menschen und zugleich als Tiere viel Neues zu erkunden, ihre Aufgaben zu erfüllen und sich zu bewähren.“

Meine Mutter verlor ihr Bewusstsein und sank in sich zusammen. Die Heilerinnen kümmerten sich um sie, betteten sie, benetzten ihr Gesicht mit Öl und pflegten sie liebevoll. Da dieses Vorkommnis nicht neu zu sein schien, kam jedoch keinerlei Besorgnis auf.

Wir konnten unter diesen Umständen meiner Mutter nicht förmlich danken und uns auch nicht richtig von ihr verabschieden, und es gab demzufolge keine angemessene Dankesrede. Still und reich beschenkt verließen wir nach und nach das Versammlungshaus.

Ich war zutiefst beeindruckt. Ich hatte nicht alles verstanden: Was sind Schimpansen? Und was sind platonische Körper? Aber das sind Kleinigkeiten im Vergleich zu dem, was uns verzaubert hat. Ist diese Geschichte wahr, die meine Mutter uns erzählt hat?

Mutter kam erst am nächsten Morgen wieder zu sich und erholte sich in den nächsten Tagen von den Anstrengungen. Von den Inhalten ihrer

Geschichte wusste sie gar nichts und erfuhr erst nach und nach durch unsere Schilderungen, was sie uns alles vermittelt hatte.

Im Laufe der kommenden Jahre durfte ich noch öfter an derartigen Erzählungen meiner Mutter teilnehmen. Es ging immer um die Geschichte der Menschen und um die Geschichte unseres Volkes.

So erfuhren wir, dass unser Volk vor sehr, sehr langer Zeit aus einem fernen Lande hierher gewandert war; wir erfuhren, wie unser Volk die Eiszeit überlebt hat, dass es früher zwischen benachbarten Völkern Kriege gegeben hatte, dass wir und andere Völker wegen schlimmer Krankheiten beinahe ausgestorben wären; wir erfuhren, wie sich die Grundregeln des Zusammenlebens in unserem Volke herausgebildet haben, und vieles mehr. In diesem Sinne ist meine Mutter nicht nur eine Geschichtenerzählerin, sondern sie ist die Bewahrerin der Geschichte unseres Volkes. –

Teil III. Reisen in Vergangenheit und Zukunft

21. Ägypten

Gelegentlich, wenn es mich dorthin zieht, gehe ich des Nachts in das seltsame Häuschen Milums. Ich habe seine Erlaubnis. Ich lege mich bequem auf eine Matte und gebe mich meinen Träumen hin. Einmal erlebe ich das Folgende:

Ich bin ein angesehener Mann in Ägypten: Ich bin der Schreiber des Pharaos. Meine Aufgabe ist es, neue Gesetze nach dem Befehl des Pharaos niederzuschreiben und dafür zu sorgen, dass die vielen Hilfschreiber sie fehlerlos abschreiben und dass die Abschriften überall im Land verteilt und befolgt werden.

Eine ebenso wichtige Aufgabe ist die Buchhaltung. Ich muss über alle Einnahmen und Ausgaben des Staates Buch führen. Es ist immer zu wenig Geld da. Die Paläste, der Hofstaat, die Statuen, die neue Pyramide, die Kriege verschlingen Unsummen. Der Pharao wünscht aber einen Staatshaushalt, der Überschüsse aufweist, denn die unterworfenen Völker sind ja tributpflichtig, Kriege werden gewonnen, alles glänzt, der Prunk ist überall, und der Pharao ist der größte Herrscher aller Zeiten. Das muss sich auch in der Bilanz niederschlagen!

So darf ich unter keinen Umständen eine zutreffende Abrechnung vorlegen, die die riesigen Fehlbeträge ausweisen würde. Ich muss die Rechnung schönfärben, alles muss zum Lobe des Pharaos erscheinen. Dabei darf ich auf keinen Fall erwischt werden, denn das würde mich meinen Kopf kosten. Zudem muss ich darauf drängen, dass neue Kriege geführt werden, um neue Einnahmequellen zu erschließen.

Das Schlimmste sind die Umstände, unter denen die Sklaven an den Palästen, an den Statuen und an der neuen Pyramide arbeiten. Sie schufteten ohne ausreichende Nahrung, ohne feste Unterkünfte, mit schlechtem Wasser und mit schlechter Kleidung. Ihr Gesundheitszustand ist miserabel, eine medizinische Versorgung gibt es nicht, und viele, viele sterben. Auch deshalb brauchen wir neue Kriege, um neue Sklaven heranzuschaffen.

Wenn ich mehr Geld hätte, könnte ich die Sklaven besserstellen. Aber es ist keines da. Der Pharao darf von dem erbärmlichen Leben der Sklaven nichts erfahren.

Der Hofmeister weiß, dass ich die Bilanzen fälsche. Er könnte mich jederzeit verraten. Deshalb hat er mich in der Hand, und ich muss ihm jeden Gefallen tun und ihm jede gewünschte Menge Geldes geben. Er erpresst mich.

Ich halte das nicht mehr aus! Das Unerträglichste ist das Elend der Sklaven, an dem ich mich schuldig fühle. Dazu die Angst, verraten und geköpft zu werden. Ich will fliehen, in meine Heimat weiter im Süden, wo wir dunklere Haut haben. Ich selbst habe dunklere Haut als die meisten Menschen hier, und ich war mir nie ganz sicher, wie sehr dies dazu beitrug,

dass ich bei Hofe immer das Gefühl hatte, nicht so richtig dazuzugehören, trotz meines hohen Amtes.

Ich bereite meine Flucht vor. Kamele, Geld, eine Waffe. Ich beschließe, nach Westen zu reiten, da man vermuten wird, dass ich mich nach Süden wenden werde, meiner Heimat entgegen. Die Flucht gelingt; ich reite nach Westen, von einer Oase zur nächsten. Je weiter ich mich von den Pyramiden entferne, um so leichter wird mir ums Herz, trotz der Strapazen, trotz der Hitze bei Tage und der Kälte bei Nacht, trotz des Durstes und des Hungers, trotz des Sandes in allen Körperöffnungen. Der vollständige Gegensatz zu dem verschwenderischen Leben bei Hofe!

Nach sieben Tagen und sieben Nächten wende ich mich gen Süden. Eines Nachts schlafe ich wie immer unter freiem Himmel, als ein Geräusch mich weckt. Ein Ägypter ist über mir, mit einer blutrünstigen Fratze. Er schwingt einen Dolch und bohrt ihn mir in den Hals. Ich verblute. – Ich wusste zuviel.

Mit Herzklopfen bis zum Halse wache ich in Milums Hütte auf.

— — —

22. Griechenland

Ein andermal habe ich in Milums Hütte die folgende kurze Wahrnehmung:

Ich sitze in einer Burg in einem kleinen Raum an einem Tisch und schreibe. Der Raum ist spärlich beleuchtet; in einer Ecke steht ein Bett; an der Wand hängt ein Kreuz, ansonsten ist der Raum angefüllt mit Pergamentrollen. Ich bin 19 Jahre alt und lebe, solange ich denken kann, auf dieser Burg in der Obhut von christlichen Mönchen.

Ich schreibe wie besessen. Auf dem Gang höre ich Schritte. Jemand geht vorbei. Hoffentlich schaut er nicht herein. Aber die Schritte verhallen in der Tiefe der Burg.

Ich schreibe seit einem Jahr an einer Geschichte, die offenbar in alter Zeit in Germanien spielt. Warum ich das tue, weiß ich nicht. Ich kann nicht anders. Manchmal denke ich, dass ich die Geschichte selbst erlebt habe, die Geschichte Doarams.

Die Geschichte wird bald fertig sein. Ich muss noch einige Rollen in Schönschrift übertragen, dann ist alles geschafft. Doch es geht mir nicht gut. Ich fühle mich schwach, entkräftet. In der Burg ist es kalt und feucht. Die Nächte verbringe ich mit Schreiben, und tagsüber habe ich viel Arbeit.

Ich bin müde. Durch das kleine Fenster sehe ich das erste Licht des neuen Tages. Ich schließe das Tintenfass und reinige sorgfältig die Feder. Dann sinke ich auf mein Bett und schlafe sofort ein.

— — —

23. Eiszeit

*Einmal versetzen mich meine Bilder weit zurück in die
Eiszeit, von der man nur noch vom Hörensagen weiß.*

Wir wollen den Fluss überqueren. Es ist Sommer, und viel von dem Eis auf dem Fluss ist geschmolzen. Ob diese dünne Eisdecke uns trägt? Doch wir müssen hinüber – und später auch wieder zurück, zu unseren Frauen und Kindern –, denn auf dieser Seite, wo wir leben, finden wir kein Tier mehr zum Jagen.

Wir haben zwei leichte Eisflöße mitgebracht, mit denen man auch brüchiges Eis überqueren kann. Die Flöße sind flach und können zwei Mann auch dann tragen, wenn das Eis bricht. Wir beschließen, dass nur zwei der besten Jäger mit Hilfe der beiden Flöße den Versuch wagen. Für den Fall, dass sie ein Tier erlegen, müsste auch dieses schließlich noch herübergebracht werden.

Ich gehe mit hinüber. Nach langem Schieben und Ziehen erreichen wir das andere Ufer. Der Fluss macht mir immer Angst. Pfeil und Bogen haben wir mit herübergebracht. Jetzt heißt es Fährtsuchen und Fährtenlesen.

Wir leben ein hartes Leben. Wir werden nicht alt. Oft haben wir wochenlang nichts zu essen. Die Gemeinschaft der wenigen Familien hält unbedingt zusammen, mit großer Fürsorge füreinander. Was wir immer genug haben, sind Wasser und Feuer. Das kalte Holz brennt oft schlecht an, aber wenn es einmal brennt, spendet es eine schöne Wärme, die unsere erstarrten Knochen wieder lebendig macht.

Es gibt Berichte von einem Land im Süden, wo es wärmer ist. Nach monatelangen Wanderungen kann man es erreichen. Dort sind die Flüsse im Sommer ganz frei von Eis, und es gibt Früchte und Gemüse im Überfluss. Auch an Jagdtieren mangelt es nicht. Manchmal macht sich eine kleine Gruppe aus unserem Volk zu der großen Wanderung nach Süden auf. Ob sie das gelobte Land jemals erreichen, wissen wir nicht, denn sie kommen niemals zurück. –

Bei der Jagd sind wir erfolgreich: Wir erlegen zwei Schneehasen und ein Reh. Auf den Flößen schaffen wir uns selbst und die Tiere über den Fluss zurück. Zum Schluss falle ich dann doch noch ins Wasser, doch wir hatten uns mit Seilen aneinandergebunden. So kann man mich leicht herausziehen. Ich reiße mir das Fell vom Leib und renne zu den Hütten, wo man rasch ein Feuer entzündet. –

24. Mexiko

Ein andermal sehe ich mich in einem Land, welches Mexiko genannt wird.

Wir waren ein glückliches Volk gewesen. Doch dann kamen Krieger aus einer anderen Welt mit heller Hautfarbe, buschigen Bärten und furchtbaren Waffen. Sie töteten viele von uns, missbrauchten die Frauen, erstachen die Kinder und Greise, sperrten die verbliebenen jungen Männer und Frauen in Hütten und prügeln jeden Tag auf sie ein.

Ich bin eine dieser jungen Frauen. Unser Mut, unser Stolz, unser Widerstand sollen gebrochen werden. Nachdem wir nur noch elende Bündel sind, die lieber gestorben wären als weiter diese Qualen zu erleiden, nachdem man uns all unsere Kraft und Willensstärke genommen hat, kommen andere Männer der Unterdrücker in schwarzen Kleidern und lehren uns ihre Sprache und den Glauben an ihren besseren Gott.

Wir leisten keinen Widerstand mehr. Man hat unseren Männern die Waffen genommen, unsere Gärten zerstört, die meisten unserer Verwandten getötet und unsere Schätze geraubt. Am gierigsten sind diese Unmenschen nach Gold. Auch für uns war Gold wertvoll zur Herstellung heiliger Gefäße und Figuren, aber sie sind wie besessen beim Anblick von Gold und begehen jede grässliche Tat, um in seinen Besitz zu kommen.

Wenn wir nicht willig die Wörter der uns fremden Sprache nachsprechen – sie nennen es Spanisch – oder wenn wir nicht willig ihre Glaubensbekenntnisse nachsprechen, dann werden wir gefesselt und geschlagen, mit dem Entzug von Nahrung und Wasser bestraft und in dunkle Höhlen geworfen.

Jetzt ist der Punkt gekommen, wo ich nicht mehr mitmache. Ich verweigere jeden Befehl, nehme keine Speise mehr zu mir und stelle mich schmerz-unempfindlich. Das bringt den Aufseher – ich erkenne in ihm meinen Vetter Dippis – so in Wut, dass er mich vergewaltigen will, doch ich beiße ihn und trete ihn. Seine Wut steigert sich derart, dass er mich erwürgt.

Er hat mir nie verziehen.

25. Brasilien

Ich hatte langsam genug von diesen schrecklichen Bildern. Aber es war noch nicht zu Ende.

Die weißen Herren besitzen alles Land. Wir Indios sind, neben den aus Afrika herangeschafften Schwarzen, die Sklaven, die alle Arbeit verrichten müssen. Besonders wir Indios passen uns sehr schlecht den Wünschen der weißen Herren an, und am liebsten würde man uns alle umbringen. Auch die Schwarzen mögen uns nicht besonders, obwohl wir dasselbe Schicksal erleiden wie sie. Sie zeigen einen gewissen Stolz uns gegenüber; wir Indios sind von den Untermenschen noch die allerunterste Klasse. Wenn es den

weißen Mann gelüftet, dann schläft er mit einer Schwarzen, aber nicht mit einer Indio-Frau.

Obwohl wir genug zu essen haben, geht es uns nicht gut. Wir müssen zwölf Stunden am Tag schuften, wir haben keinerlei Rechte, wir dürfen nicht heiraten, und wenn wir alt und krank werden, dann lässt man uns einfach verrecken.

Dieses Land war einmal unser Land. Wir bewohnten die unendlichen Wälder, befuhren den mächtigen Amazonas, besiedelten die Berge und Täler, hatten unseren wunderbaren Glauben an unsere Götter und Geister und besaßen kostbare Schätze, die der Ausübung unseres Glaubens dienten, und waren stolz auf unser Land, auf unseren Glauben und auf uns selbst.

Alles haben uns die Weißen genommen. –

Doch ganz im geheimen gibt es ein Geflüster, welches besagt, dass einige wenige der weisesten und mutigsten Männer und Frauen unseres Volkes sich mit unseren heiligsten Schätzen schon vor zwei Menschenaltern in die Wälder und in die Berge geflüchtet haben. Dass sie diese Schätze vor der unersättlichen Gier der Weißen haben retten können. Dass sie dort unsere Sprache, unseren Glauben, unsere heiligen Handlungen bewahren bis zu einer Zeit, wo der Indio wieder der Herr seines heiligen Landes, seiner Schildkröteninsel, sein wird.

Zu diesen Schätzen gehören die größten und schönsten Kristallschädel, die uns von den Göttern geschenkt wurden. Sie sind ein vollkommenes Abbild unserer menschlichen Schädel, sind aber nicht fehlbar wie wir Menschen und tragen alle Weisheit dieser Welt in sich.

Doch wehe dem Priester des weissen Mannes, der einen Kristallschädel findet und ihn zerstört! Er bringt damit großes Unglück über sich und alle, die seinen Glauben teilen.

— — —

Ich möchte in die Wälder. Ich möchte zu den Bewahrern unseres Wissens gehen. Ich möchte unsere eigene Sprache wieder erlernen, unseren Glauben, unsere Jagd, unsere Künste. Ich möchte wieder ein echter Indio sein. Ich möchte den Bewahrern helfen, alles zu verbergen, unsichtbar zu machen, überdauern zu lassen.

Ich fühle mich jung, in guter Verfassung, leistungsfähig und willensstark. Ich kenne den weißen Mann gut genug, um sein Verhalten einschätzen zu können und ihm auszuweichen. Sein Dünkel ist sein Verderb. *Wir Indios* werden überleben, wenn die jämmerliche Geschichte des weißen Mannes dabei sein wird, in Vergessenheit zu geraten.

Ich übe täglich meinen Körper und schärfe meinen Geist, spare etwas Geld und bereite mich auf das große Abenteuer vor.

Wenn ich das Geflüster höre, lausche ich mit größter Aufmerksamkeit, sage aber nichts. *Niemandem* erzähle ich von meinen Plänen, auch keinem

Indio und auch nicht meinen Verwandten. Statt dessen bereite ich mich seelisch auf große Entbehrungen vor und auf eine lange Suche. Auch auf den Fall, dass ich die Bewahrer *nicht* finden werde, bin ich innerlich vorbereitet. Zudem ziehe ich zwei Möglichkeiten in Betracht: dass *ich* die Bewahrer finde oder dass *sie mich* finden. Ich werde viel Geduld mit ins Gepäck nehmen.

Die Reise steht kurz bevor.

— — —

26. Meine Insel

Ich bin ein junger Krieger, mit bronzefarbener Haut, spärlich bekleidet. Ich bin der Anführer einer kleinen Gruppe von Jungkriegern. Wir stehen auf einem Berg hoch über dem Meer. Wir sind wie gewöhnlich bewaffnet mit Speeren, Pfeil und Bogen.

Als wir auf das Meer hinabschauen, sehen wir mit Schreck ein riesiges Schiff nahe der Küste vor Anker liegen. So etwas haben wir noch nie gesehen! Wir selbst haben nur kleine Boote, mit denen wir bei ruhigem Wetter auf die Nachbarinseln fahren können.

Schwerbewaffnete, schwarz gekleidete Krieger gehen an Land. Sie sehen furchterregend aus. Sie müssen aus einer anderen Welt stammen, denn solche Menschen gibt es bei uns nicht.

Meine Kameraden scharen sich um mich, denn ich bin der Anführer der kleinen Gruppe. Ich blicke wie gebannt hinab. In mir tönt es mit großer Angst:

„Sie nehmen uns die ganze Insel weg!“

Ich weiß, dass wir gegen diese Ungeheuer nicht bestehen können. Die erwachsenen Krieger unseres Volkes sind nicht da. Ich weiß, dass es unser Untergang ist.

Ich gebe das Zeichen zum Angriff. —

Ich erwache aus diesem Traum und weine bitterlich.

— — —

27. Indien

Ich bin Schüler eines indischen Weisheitslehrers, eines Gurus. Ich genieße die Anerkennung des Meisters. Bei allen Übungen bin ich fleißig und ausdauernd, bei der Arbeit im Ashram bin ich unermüdlich bemüht, alles richtig und zur Zufriedenheit aller zu richten.

Der Guru ist milde und streng, zuweilen sehr ernst, zuweilen heiter gelöst. Der Satsang, das Zusammensein mit dem Meister, verläuft manchmal in

meditativer Stille, manchmal erhalten wir eine Belehrung, und manchmal dürfen wir eine Frage stellen, auf die wir eine Antwort bekommen oder auch nicht.

Einmal steht im Ashram das Thema von Wahrheit und Lüge im Raume, weil einer der Schüler versucht hatte, sich aus einer unangenehmen Lage herauszuschwindeln. Der Meister – es ist der Weise Mann vom Dorfe am Berg, ich erkenne ihn wieder – spricht:

„Unser Verstand steht uns im Wege. Er ermöglicht uns zu lügen. Er kann von jedem Ding auch das Gegenteil denken. Wir können lügen aus Spaß, weil wir einmal ausprobieren möchten, was passiert, wenn wir nicht die Wahrheit sagen. Das tun Kinder in dem Alter, in dem sie die Möglichkeit der Unwahrheit entdecken. Wir können lügen, weil wir uns einen Vorteil erhoffen oder weil wir in Not sind oder aus Bosheit. Der Kampf zwischen Wahrheit und Lüge begleitet uns ein Leben lang.

Schon allein nichts zu sagen, die Wahrheit zu verschweigen, ist eine Form der Lüge. Aber wir können nicht immer die Wahrheit sagen, schon, um andere nicht zu verletzen. Wir haben unsere Unschuld verloren.“

Der Meister hat sich in Stimmung geredet, wohl deshalb, weil er so aufmerksame Zuhörer hat. Einer bemerkt:

„Wir haben doch schon als Kinder gelernt, dass wir nicht lügen sollen, und wir bemühen uns nach Kräften, immer die Wahrheit zu sagen.“

Wir Menschen bemühen uns nicht, das Lügen zu vermeiden; wir bemühen uns nur, nicht dabei erwischt zu werden. Denn es ist sehr unangenehm, beim Lügen erwischt zu werden. Vor vielen Menschenaltern hatten alle Menschen die Fähigkeit, Gedanken zu lesen; da war es unmöglich zu lügen. Heute haben diese Fähigkeit nur noch sehr wenige, und es wird eine Zeit geben, in der niemand mehr Gedanken lesen kann. Die Lüge hat begonnen, die Welt zu beherrschen.

Ein Tier lügt nicht. Es lebt in seiner ganzen Schönheit und in seiner ganzen Grausamkeit im Augenblick. Wir Menschen haben die Lüge erfunden, welche unsere Seele vergiftet und unsere Gefühle verfälscht. Wir sind unreine Wesen, die nicht so sein können, wie sie eigentlich gemeint sind. Auf den Reisen in die geistige Welt erleben wir uns selbst in unserer wahren, reinen Form.

Tiere erleben die Welt in Bildern, Tönen und Gerüchen. Wir Menschen haben diese Erlebnisweisen auch, aber der Verstand ist so mächtig, dass bei uns die Bilder, Töne und Gerüche in den Hintergrund gedrängt wurden und wir die Welt durch unsere Gedanken wahrnehmen. Die Gedanken bestehen aus Worten und Begriffen. Wir denken und erleben in Worten und Begriffen. Wir haben so nur ein mittelbares, kein unmittelbares Verhältnis zu der Welt um uns herum. Das Tier lebt in der Gegenwart; der Mensch lebt durch seine Gedanken nicht in der Gegenwart, sondern in der Vergangenheit und in der Zukunft. Der Augenblick lügt nicht.“

Unser geliebter Meister, unser Yogi, wird von den Menschen in den umliegenden Dörfern als erleuchtet angesehen. Dazu belehrt er uns wie folgt:

„Erleuchtung ist kein Zustand, sondern eine Fähigkeit. Kein Erleuchteter kann vierundzwanzig Stunden am Tage erleuchtet sein. Aber er besitzt die Fähigkeit, in geistige Welten zu reisen.

So kann er sich in seine früheren Leben zurückversetzen und auch seine zukünftigen Leben voraussahnen, und er kann sich an seine Lehrzeit zwischen dem vorigen und dem jetzigen Leben im Jenseits erinnern. Die größte aller dieser Erfahrungen ist die Erfahrung der Einheit mit allem, was ist. Dann ist man eins mit dem Licht, mit dem Weltall, mit der Liebe, mit Gott. Man erfährt das allumfassende Wissen, man erhält Antworten auf alle Fragen, man erkennt den Sinn des Lebens und den Sinn des Seins. Der Meister kann diese Reisen tun und wieder zurückkehren, ohne verrückt zu werden. Leider kann er die Erkenntnisse, die Antworten auf all seine Fragen, nicht mit hierher zurückbringen. Ihm bleibt nur die Erinnerung, dass es so war. Es bleiben ihm nur die damit verbundenen höchsten Gefühle in Erinnerung, ohne dass er in Worten die Antworten wiedergeben könnte, ohne dass er seinen Schülern die letzten Wahrheiten mitteilen könnte. Das Universum besitzt alles Wissen und alle Weisheit, und für einen kurzen Augenblick können wir daran teilhaben, aber auf die Erde mit hierher bringen können wir das Wissen nicht.

Ist euch einmal aufgefallen, dass auch die größten Lehrer, die weisesten Weisen, euch eure Fragen nach dem Sinn des Lebens nicht beantwortet haben? Wie ist die Welt entstanden? Wozu gibt es Seelen? Wozu gibt es Menschen? Im Jenseits bekommt ihr die Antworten; hier aber nicht. Statt Antworten zu bekommen, könnt ihr hier auf Erden Erfahrungen machen – das ist es, was ihr könnt.

Lest einmal die weisesten aller Bücher. Sie enthalten wirklich viel Weisheit, viel Lebenserfahrung, viel echtes Wissen und viele wunderschöne Geschichten, die das Herz berühren. Aber die Antworten auf die vier großen Fragen aller Philosophie enthalten sie nicht: Wie wurde die Welt erschaffen? Wer ist der allumfassende Geist? Welches ist der Sinn des Lebens? Was ist meine Lebensaufgabe?

Zumindest ist es für mich als euren Lehrer so. Dieses ist meine Wahrheit. Die geistigen Wahrheiten sind immer ganz persönlich. Wenn euch ein anderer Lehrer etwas anderes erzählt, dann ist das vielleicht seine Wahrheit, oder er erzählt euch das, was ihr gerne hören wollt. Mir ist es ganz wichtig, euch die Dinge so darzustellen, wie sie meiner eigenen Erfahrung entsprechen.

Die Fähigkeit, in die geistigen Welten zu reisen, erwerbt ihr durch die Meditation, die ich euch lehre. Es ist aber auch Begabung vonnöten, ebenso

großer Fleiß. Einige erlangen diese Fähigkeit, andere nicht. Ob diese Fähigkeit euch wichtig ist, muss jeder für sich selbst entscheiden.“

Meine Erfolge in der Meditation sind sehr bescheiden. Ich neige dazu, während der Meditation einzuschlafen oder mit meiner Aufmerksamkeit gänzlich abzuschweifen. Obwohl der Meister mich mag und obwohl ich mich von der Gemeinschaft des Ashram angenommen fühle, bin ich mit mir selbst unzufrieden wegen meiner mangelnden Fortschritte in der Meditation.

Einmal getraue ich mich, im Satsang folgende Frage zu stellen:

„Verehrter Rishi, die Welt ist in einem beklagenswerten Zustand. Überall gibt es Krieg; Luft, Boden und Wasser werden vergiftet; die Bevölkerung in allen Teilen der Welt wächst ins Unermessliche; die moderne Medizin, die auch unsere Städte erreicht hat, verabreicht den Kranken nur noch Gifte als angebliche Heilmittel: Unsere althergebrachte Medizin wird zunehmend verlacht. Und wir sitzen hier friedlich in deinem schönen Ashram und hören uns deine Weisheiten an, tun aber nichts, um der Welt zu helfen.“

Mir ist klar: Das ist starker Tobak, aber es hatte sich in mir so sehr aufgestaut und mich gequält, dass ich es herauslassen musste. Der Meister nimmt's gelassen, nach der Meister Art, und spricht:

„Mein geliebter Schüler, deine Sorgen sind berechtigt. Es sieht nicht gut aus auf dem Planeten. Selbstsucht, Geld, Macht und Gewalt beherrschen die Welt. Was kann der einzelne tun? Er kann zu allererst an sich selbst arbeiten. Denn wie willst du der Welt helfen, wenn du dir selbst nicht helfen kannst? Wie willst du der Welt helfen, wenn es dir an der rechten Einsicht fehlt? Wie willst du der Welt helfen, wenn es dir an Liebe mangelt?

Nehmen wir einmal als Beispiel das Problem der Übervölkerung vieler Kontinente. Wenn du fünfzehn Leute fragst, was dagegen zu tun sei, dann werden fünf von diesen fünfzehn das Problem gar nicht wahrhaben wollen; fünf andere werden das Problem zwar sehen, es aber für nicht lösbar halten; und die restlichen fünf werden dir fünf verschiedene Lösungsvorschläge machen, die sich in Wahrheit alle nicht verwirklichen lassen. Meinst du also, dass du die Lösung kennst? Ist das nicht ein bisschen vermessen? Ist es nicht besser, zuerst die Dinge zu verstehen, ehe du versuchst, sie zu ändern?

Alles hat so, wie es ist, seinen Sinn. Das ist die Botschaft, die ich aus dem Universum mitgebracht habe. Und wir wissen auch, dass das Schlechte das Gute hervorbringt. So können wir erwarten, dass all das Schreckliche, das zur Zeit auf unserer Mutter Erde geschieht, dazu dient, eine große Reinigung vorzubereiten, die schließlich das weiße Licht neu erstrahlen lässt. Wie du weißt, stehen wir vor einem Wechsel der Zeitalter: Das Kali-Yuga, das finstere Zeitalter, geht zu Ende und macht einem lichterem Zeitalter Platz.“ –

Des Meisters Worte stellen mich überhaupt nicht zufrieden. Ich beschließe, fortzugehen in die Städte, dorthin, wo die Geschicke der Welt gelenkt werden.

28. Das Ende der Zeit

Wir ringen nach Luft. Die Luft ist mit gelben Dämpfen angefüllt. Wir sind dem Tode nahe.

Das Trinkwasser ist schmutzig und stinkt. Genießbares zu essen gibt es schon lange nicht mehr. Wir alle sind krank, voller Geschwüre; Blut quillt uns aus Augen, Mund und Nase. Gewächse sprießen aus unseren Körpern, und wir werden verrückt. Wir werden zu Kannibalen und essen unsere sterbenden Nachbarn.

Es fallen Steine vom Himmel herab, die am Boden zerplatzen und Tausende von Menschen zugleich töten. Überall ist Krieg. Die Menschheit ist am Ende.

*Die Bevölkerung der Erde wuchs und wuchs.
Obwohl überall Krieg herrschte schon seit langer Zeit,
obwohl Hunger und Elend herrschten schon seit langer Zeit,
obwohl Krankheiten ganze Völker dahinrafften schon seit langer Zeit,
wuchs die Zahl der Menschen auf der Erde immer noch weiter.
Bis heute.
Jetzt ist der Höhepunkt erreicht.
Jetzt ist es aus.
Der Höhepunkt ist der Untergang.
Wir sterben.*

.... Stille. Es gibt keine Menschen mehr. Es gibt keine vierbeinigen Tiere mehr, keine Vögel und keine Fische. Es gibt keine Wälder mehr, nicht einmal mehr gibt es einen einzigen Baum.

Unsere Mutter Erde ist tot.

Tod.

29. Ein ganz normales Leben

Diese schrecklichen Schauungen werden mir zuviel! Ich kann nicht mehr ruhig schlafen, bin blass und unruhig, ja, ich fühle mich krank und unglücklich. Und das im Alter von neunzehn Jahren, zu einer Zeit, in der

andere Jungmannen die schönen Verführungen eines jungen Lebens erproben und genießen.

Ich war gerne bereit gewesen, meine Aufgabe, so wie die Meisterin im Berg gesagt hatte, und so wie der Weise Mann vom Dorf am Berg gesagt hatte, zu erfüllen. Ich hatte ein großes Verantwortungsgefühl empfunden, hatte meinen Schild gebaut und war mir meiner Lebensaufgabe sicher, obwohl ich den Sinn all dessen nicht erfassen konnte. Aber jetzt wehrt sich etwas in mir gegen diese Qualen der Schauungen, und ich fühle mich der Verpflichtung nicht mehr gewachsen.

Wen kann ich um Rat fragen? Es zieht mich wie von selbst zu dem Weisen im Dorfe am Berg. Als ich dort ankomme, schaut er schon aus seiner Hütte heraus und bittet mich mit einer Geste herein. Wir setzen uns, und nach einer Zeit des Schweigens sagt er:

„Es wird dir zuviel. Das verstehe ich. Du hast deine Aufgabe, die dir für diesen Lebensabschnitt gestellt war, erfüllt. Gehe zu deiner Eule und sprich mit ihr. Dann wird alles gut werden.“

Wir sitzen noch lange schweigend beisammen. Ich fühle mich verstanden und beschützt in der Gegenwart dieses Weisen Mannes. Er weiß alles über mich, ohne dass ich ihm irgend etwas erklären muss, und ich habe das Gefühl, dass er meine Aufgabe besser kennt als ich selbst und dass er auch weiß, wann ich sie vollendet habe.

So gehe ich am Abend in Milums Forscherhütte und bereite mich auf eine Reise zur Eule vor. Sie erscheint mir bald und begrüßt mich sehr freundlich.

„Ja“, sagt sie, „es ist der Schauungen genug. Du warst sehr tapfer, du hast gute Arbeit geleistet, den Rest erledigen wir. Und was du noch zu tun hast, heben wir für später auf. Aber es wird nicht mehr so hart werden, hoffe ich. Gehe nun und ruhe dich aus.“

Ich danke der Eule und gehe hin zu dem Moos. Ich lege mich nieder, verschwinde mit dem Moos, und ich fühle mich seit langem wieder wohl, unendlich wohl in einer zeitlosen Geborgenheit. Die Ruhe der Bäume um mich her, das Gemurmel des friedlichen Baches, das Summen einiger Bienen, das unmerklich langsame Wachsen der Bäume, keine Fragen mehr, nur der verborgene Sinn in allem: Das ist es, was ich spüre, was ich bin.

— — —

Als ich aus dieser Schau erwachte, nach Hause gegangen und in der Nacht geschlafen habe, spüre ich am nächsten Morgen eine Leichtigkeit, eine Befreiung, eine Einfachheit und Klarheit, wie ich sie so noch nie empfunden habe. Obwohl mir mein Auftrag nicht eigentlich verständlich gewesen war, schien er mir doch notwendig in den Lauf der Welt zu gehören. Doch jetzt scheint es mir, dass der Auftrag erledigt, abgearbeitet, beendet ist. Und irgendwie weiß ich, dass es nicht umsonst gewesen ist, dass es eine Bedeutung gehabt hatte und dass eines Tages alles aufgeschrieben werden

würde in einer Schrift, die erst noch erfunden werden muss. Indem ich noch darüber nachdenke, höre ich eine tiefe Stimme zu mir sagen:

„Es ist nicht nötig, dass über das, was du gesehen hast, geredet wird. Es genügt, dass diese Bilder in der geistigen Welt vorhanden sind. So werden sie ihre Wirkung entfalten. Wenn die Menschen aber nicht aufmerksam sind, wenn sie die Zeichen nicht sehen wollen, wenn sie die Weisheit der Schöpfung nicht anerkennen wollen, dann werden sie das finstere Zeitalter bis zur Neige durchleben müssen.“

Ich werde nie mehr diese schrecklichen Bilder sehen müssen!

Es ergibt sich wie von selbst, dass ich beginne zu gärtnern, zu jagen, mich mehr um die kleinen Angelegenheiten der Menschen im Dorf zu kümmern, mich auf den nächsten Wettkampf vorzubereiten, mich der Ruhe oder dem Spiel hinzugeben, kurz: all das zu tun, was man bei uns für gewöhnlich tut.

Die Menschen fangen an, mich weniger als einen Besonderen zu behandeln, mich mehr als einen der ihren anzusehen, mich in ihre alltägliche Gemeinschaft aufzunehmen.

Mira und ich heiraten und erwarten Nachwuchs. Mira ist das Licht meines Lebens. Wir wohnen im Hause meiner Mutter, weil hier mehr Platz ist. Mira wurde auserwählt, alle Geschichten, die meine Mutter über die Vergangenheit und Herkunft unseres Volkes erzählt, auswendig zu lernen, denn man weiß nicht, ob es für meine Mutter eine Nachfolgerin geben wird, durch die hindurch der alte Geschichtenbewahrer sprechen kann. –

Großvater stirbt und wird in einer bewegenden Feier beerdigt. Alle nehmen teil. –

Gair empfängt seine Einweihung zum Erwachsenen, doch wir bleiben unzertrennliche Freunde: Er ist und bleibt ‚mein großer Bruder‘. Manchmal gehen wir in den Wald, um uns im Bogenschießen zu vervollkommen. Dann gehen wir auch gemeinsam auf die richtige Jagd. –

Meine Mutter legt hinter dem Hause einen neuen Gemüsegarten an, und ich helfe ihr dabei als ihr kräftiger, dankbarer Sohn. – Milum verschwindet immer öfter für ganze Tage und Nächte in seinem Forscherhaus. –

So fühle ich mich bald als ein ganz gewöhnlicher Dorfbewohner. Ich muss ehrlich zugeben, dass meine besonderen Fähigkeiten, die ich hatte, und meine besondere Aufgabe, die mir zuteil war, in mir die Versuchung des Stolzes hervorgerufen hatten. Das war mir aber bewusst gewesen, und ich hatte immer dagegen angekämpft, und ich hoffe, mit etwas Erfolg.

Niemals mehr werde ich in das verwunschene Häuschen Milums gehen! –

30. Doares, der junge Grieche

Die Geschichte Doaram's fand sich vor nicht langer Zeit auf Pergamentrollen in altgriechischer Sprache in einer alten Klosterburg im Norden

Griechenlands. Am Ende des Textes standen in griechischer Handschrift die folgenden Zeilen:

Ich bin Doares, geboren in den Bergen Nordgriechenland nahe Filippi. Ich bin aufgewachsen im Kloster St. Marcos ebendort.

Mein Vater ist der Abt des Klosters. Er war früher ein Priester des Athene-Glaubens, bekehrte sich jedoch zum Christentum. Um dem Spott der Menschen zu entgehen und um ein gottesfürchtiges Leben zu führen, zog er sich mit einigen seiner neuen Glaubensbrüder in die nördlichen Berge in eine alte Burg zurück. Seine Glaubensbrüder sind Männer im Alter zwischen 30 und 50 Jahren, er selbst ist 58 Jahre alt, als ich diese Zeilen im Alter von 19 Jahren schreibe.

Soweit ich zurückdenken kann, lebe ich bei den Männern im Kloster. Meine Erziehung übernahm Bruder Johannes, ein gelehrter Mann, der heute 48 Jahre alt ist. Er war früher ein junger Lehrer an einer Schule in Athen. Obwohl hier in den Bergen eine ziemlich starke Mundart gesprochen wird, sprechen wir im Kloster nur athenisches Griechisch, welches ja die Weltsprache ist. Allerdings setzt sich auch das Lateinische immer mehr durch infolge der Ausbreitung des Römischen Reiches; aber wir sprechen nur griechisch.

Bruder Johannes lehrt mich alles, was er weiß, so die großartige Mathematik des Pythagoras, auch dessen Lehre der kosmischen Klänge, die Weisheit der Smaragdtafel des Hermes Trismegistos, die Philosophien des Platon und des Aristoteles, die von Platon überlieferte Fragekunst des Sokrates, auch die Geschichte Ägyptens und die Sage von Atlantis, die großartigen Dichtungen Homers, die Geschichte Herodots und vieles mehr. Ich sauge alles in mich auf wie ein trockener Schwamm. Bei allem ist mir und ist uns allen die Pflege der griechischen Sprache ein Grundbedürfnis. Es gibt kaum etwas Schöneres!

Natürlich lernte ich Schreiben, und dazu gehört, einen Federkiel herrichten zu können und vor allem wasserfeste Tinte zuzubereiten. Das ist ein ziemlich mühsamer Prozess. Auch ist die Verwendung der wasserfesten Tinte recht heikel, weil sie in der Feder schnell eintrocknet. Das Pergament müssen wir allerdings kaufen; das hier aus der Gegend ist zwar einigermaßen billig, aber auch schlecht, und das gute aus Athen ist teuer. Es herrscht bei uns immer ein Mangel an gutem Pergament.

Ich war immer schon ganz begierig auf Pergament, und inzwischen weiß ich auch, warum. Um an gutes Pergament heranzukommen, arbeite ich viel in den Gärten der wohlhabenden Leute hier ringsum. Ich bin schon ein ganz guter Gärtner geworden, und man bittet oft um meine Hilfe. Die weiten Wege mit dem Esel sind zeitraubend, doch es macht mir auch Freude, in aller Freiheit auf dem Esel durch die Berge zu reiten.

Mit dem Geld kaufe ich mir gutes Pergament, meist auf Vorrat. Zu Anfang wusste ich gar nicht, wozu ich so viel Pergament brauche; der einzige plausible Grund schien mir zu sein, dass ich so gerne schreiben würde.

Als ich sechzehn Jahre alt war, konnte ich schon sehr gut schreiben, und vor allem Schönschrift machte mir große Freude.

Eines Nachts geschieht es: Ich will gerade zu Bett gehen, als ich einen unwiderstehlichen Drang verspürte zu schreiben. Ich ergreife rasch Feder, Tinte und Pergament und schreibe los, ohne zu wissen, was ich schreibe. Meine Hand schreibt von selbst, und ich habe große Mühe, dem Fluss dessen, was geschrieben werden will, mit der Hand zu folgen. Zeus sei Dank habe ich billiges Pergament vom Markt gegriffen, denn es ist ein rechtes Gekrakel, was da entsteht. Aber immerhin kann ich es selbst lesen, obwohl es eine wilde Mischung aus den Buchstaben der Schönschrift und den üblichen Buchstaben der Schreibschrift ist. Letztere sind bei uns ziemlich verachtet, aber sie sind doch schneller zu schreiben.

Am nächsten Abend geschieht mir das gleiche und dann wieder das gleiche, so dass sich bald ein Stapel von Pergament ansammelt, dessen Schrift nur *ich* lesen kann. Bald danach weiß ich, dass diese Texte in Schönschrift zu übertragen seien. Das ist nun allerdings ein Problem der Zeit, denn ich habe in der Burg zu helfen, am Gottesdienst teilzunehmen, Unterricht bei Bruder Johannes zu nehmen und vor allem meine Arbeit in den Gärten zu verrichten, die mich am meisten Zeit kostet.

Mit größter Anstrengung schaffe ich das alles, und es entsteht nach und nach eine Rolle schön beschriebenen Pergaments und noch eine und noch eine.

Wenn ich auf das billige Pergament so geschwind schreibe, dass nachher nur ich es lesen kann, dann folge ich nicht nur dem Drängen meiner Hand, sondern sehe oft auch die Geschichten, die dort geschildert werden, vor meinem inneren Auge. Die Hand schreibt nieder, was ich sehe. Manchmal höre ich auch, was gesprochen wird, in einer mir völlig unverständlichen Sprache, aber der Sinn ist mir zugleich auf Griechisch klar, und meine Hand schreibt es nieder.

Das Unangenehmste ist die Geschwindigkeit der Gedanken und Bilder, denen die Hand oft nicht zu folgen vermag. Die Hand erlahmt bald, aber glücklicherweise kann ich mit der Linken in Spiegelschrift schreiben, und ich beschwere das Pergament mit einem Stein, so dass ich es nicht festhalten muss.

Mein Vater, der Abt, beobachtet meine Arbeit wohlwollend, doch so unauffällig, dass ich es kaum bemerke, und er hatte wohl Anweisung gegeben, dass man mich gewähren ließe. Manchmal schenkt er mir auch Pergament, wenn meines ausgegangen ist. Ich bin in dem Kloster wohlbehütet, und alle sind freundlich zu mir, manchmal mit einem etwas fragenden Blick.

Heute ist die ganze Geschichte aufgeschrieben, und ich habe die Rollen dem Abt gegeben. Er nahm sie mit einer feierlichen Geste entgegen, strich mir liebevoll über die blonden Haare und sagte:

„Ich danke dir, mein Sohn, du hast Gutes getan.“ –

So schließe ich diesen Bericht nun ab mit einem kleinen, heimlichen Ritual für Athene und mit einem Dankesgebet im christlichen Gottesdienst an Jesus, den Christos. –

Unter diesem Bericht stand in einer anderen Handschrift:

† Doares, im Alter von 19 Jahren, in der Gnade des Herrn.

Ende der Erzählung von Joachim Felix Hornung: „Doaram, der Seher“

www.doaram-der-seher.de

März 2009/ März 2020